Denken und Handeln

Beiträge aus Wissenschaft und Praxis
Neue Folge Band 6

Generationswechsel

Abschieds- und Antrittsvorlesungen 2009/10

Generationswechsel Abschieds- und Antrittsvorlesungen 2009/10

EVANGELISCHE FACHHOCHSCHULE
RHEINLAND-WESTFALEN-LIPPE

University of Applied Sciences

Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe

Denken und Handeln

Beiträge aus Wissenschaft und Praxis

Schriftenreihe der Evangelischen Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe

Herausgegeben von Irene Gerlach, Wolfgang Maaser,
Fritz Rüdiger Volz

Neue Folge Band 6

Monika Burmester / Michael Krummacher /
Renate von Schnakenburg / Jürgen Marenbach / Irene Gerlach /
Roderich Kulbach / Bernd Beuscher / Hans-Peter Steden /
Rainer Dringenberg

Generationswechsel -
Abschieds- und Antrittsvorlesungen
2009/2010

Bochum, Mai 2011

Satz: Martina Niepel
Druck: Hausdruckerei der EFH R-W-L

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7

Monika Burmester
Controlling in der Sozialen Arbeit 9

Michael Krummacher
Kommunale Migrations- und Integrationspolitik: Herausforderung, Ressourcen, Grenzen und Widersprüche 27

Renate von Schnakenburg
Implizites Wissen und Gedächtnis im Denken und Werk Kandinskys 39

Jürgen Marenbach
Laborieren an der „Kettenkrankheit“ - Leben mit dem Bindungsparadoxon 83

Irene Gerlach
Aktive Familienpolitik: Herausforderung und Chance für Kommunen 95

Roderich Kulbach
Projektmanagement in der Migrationsarbeit - Chancen und Grenzen 105

Bernd Beuscher
Die Gemeinde der Gemeinde. Entwurf einer theonomen Gemeindepädagogik 118

Hans-Peter Steden
„Was glauben Sie wohl …“
Glauben als Herausforderung in der Sozialen Arbeit 141

Rainer Dringenberg
Jahrgang 1945 - ein Mensch in seiner Zeit 154

Vorwort

Die Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe ist in einem starken und raschen Wandel begriffen. Dieser Wandel ist äußerst facettenreich. Er vollzieht sich auf unterschiedlichen Ebenen und Bereichen. Er betrifft die strategische Ausrichtung der Hochschule, die Reform der Studienangebote, die Verwaltungsstruktur und die räumlichen Gegebenheiten. Besonders deutlich zeigt sich der Wandel im personellen Bereich. Bei den hauptamtlich Lehrenden vollzieht sich ein Generationswechsel. Zwischen 2009 und 2012 traten und treten 16 Kolleginnen und Kollegen in den Ruhestand. Entsprechend hoch ist die Zahl der Neuberufungen. Der Generationswechsel umgreift rund ein Drittel der Stellen für Professorinnen und Professoren und Lehrkräfte für besondere Aufgaben. Soviel Wechsel in einer Zeitspanne von nur drei Jahren war in der Geschichte der EFH RWL noch nie.

Der Herausgeberkreis von DENKEN UND HANDELN hat sich entschlossen, den Generationswechsel durch den Abdruck der Vorlesungen, mit denen sich Kolleginnen und Kollegen in der Hochschule verabschiedet und mit denen sich neu berufene Kolleginnen und Kolleginnen vorgestellt haben, zu dokumentieren. Ich danke dem Kreis der Herausgeber sehr herzlich dafür. Die Dokumentation der Abschiedsvorlesungen ist ein Zeichen der Anerkennung und des Dankes an die Kolleginnen und Kollegen, die die EFH über viele Jahre hinweg geprägt und nach außen vertreten haben. Sie hinterlassen deutliche Spuren. Schwerpunkte und Profilelemente der Hochschule werden durch die Abschiedsvorlesungen in spezifischer Weise konturiert. Bisherige wissenschaftliche Zugänge, Fragestellungen und Themenkreise kommen zur Darstellung. Damit verbindet sich zugleich die Aufgabe, einerseits Bewährtes festzuhalten und andererseits angesichts neuer Herausforderungen bisherige Fragestellungen weiter zu entwickeln und Veränderungen der thematischen Gewichtungen und Akzente vorzunehmen. Die neuen Kolleginnen und Kollegen bringen eigene Vorstellungen und innovative Ideen mit, die sich positiv auf die Entwicklung der EFH auswirken werden. Sie weisen neue Wege und er-

öffnen neue Perspektiven für unsere Hochschule. Die abgedruckten Antrittsvorlesungen lassen dies erahnen und erwarten.

Der vorliegende Band von DENKEN UND HANDELN umfasst Abschieds- und Antrittsvorlesungen, die 2009/2010 an der EFH gehalten wurden. Herzlichen Dank allen Kolleginnen und Kollegen, die ihre Vorlesungen zur Verfügung gestellt haben. Die nächste Phase des Generationswechsels wird in einem der nächsten Bände von DENKEN UND HANDELN dokumentiert.
Ich wünsche viel Freude bei der Lektüre der hier zusammen gestellten Abschieds- und Antrittsvorlesungen.

Bochum, im Februar 2011
Prof. Dr. Gerhard K. Schäfer, Rektor

Monika Burmester

Controlling in der Sozialen Arbeit[1]

Antrittsvorlesung am 27. Mai 2009

Fachkräfte der Sozialen Arbeit stehen dem Controlling oftmals skeptisch gegenüber. Es werden Debatten darüber geführt, ob sich Soziale Arbeit überhaupt in der Art abbilden lässt, dass sie aus der Controllingperspektive betrachtet werden könne. Solche Erörterungen sind mittlerweile eher theoretischer Natur, denn Controlling findet auch in der Sozialen Arbeit längst statt - in einzelnen Bereichen mehr, in anderen weniger.

Was meint Controlling? Die folgenden Ausführungen befassen sich zunächst mit dieser Frage. Anschließend geht es um ein im Sozialbereich weit verbreitetes Instrumentarium, das Benchmarking. Exemplarisch wird dargestellt, wie Benchmarking eingesetzt wird und eingesetzt werden kann. Das erste Beispiel bezieht sich auf kommunales Benchmarking. Kommunen arbeiten in Benchmarkingkreisen zusammen und befassen sich dort mittlerweile mit der Identifizierung effizienter Steuerungskonzepte. Am Beispiel eines Benchmarkingkreises Hilfen zur Erziehung wird dargestellt, wie differenziert dort über den Einsatz EDV-gestützter Checklisten geurteilt wird. Im zweiten Beispiel wird ein Projekt der Schuldnerberatung vorgestellt, in dem Schuldnerberatungsfachkräfte der Diakonie das Benchmarking mit dem Ziel nutzen, die Qualität ihrer Leistungen zu verbessern.

[1] Eine Kurzfassung dieses Beitrags wurde veröffentlicht in: EFH R-W-L: Jahresringe 2009. Bochum 2010

Controlling ist mehr als Kontrolle

Controlling einfach mit „Kontrolle“ zu übersetzen, wäre nicht sachgerecht. Gegen solch eine Gleichsetzung wehren sich die Vertreter[2] des Controllings, die der Betriebswirtschaftslehre angehören ebenso wie Vertreter des Sozialmanagements. In der Sozialmanagementliteratur findet sich nach wie vor auffallend häufig der Hinweis, dass Controlling nicht einfach mit „Kontrolle“ übersetzt werden darf:

> *„Der Begriff Controlling leitet sich vom Wortstamm „control“ ab, der in der englischen Sprache etwa 50 Bedeutungen aufweist. Aus den zahlreichen Übersetzungsmöglichkeiten hat sich für die Funktion des Controllings die Übersetzung „lenken, steuern, regeln“ als sinnvoll herausgestellt. Controlling als führungsergänzendes und -unterstützendes System hat somit nicht primär mit Kontrolle zu tun.“*[3]

Mit den Begriffen „lenken, steuern, regeln“ wird auf die Funktion des Controllings als Steuerungsunterstützung abgestellt. Der Kontrollaspekt ist in den Hintergrund geschoben. Wie aber ist das Verhältnis von Steuerung und Kontrolle? Für Steuerung ist es notwendig, Ziele eindeutig festzulegen sowie Daten zu erheben und auszuwerten, die Rückschlüsse auf die Zielerreichung zulassen: Können gesetzte Ziele noch erreicht werden oder sollten sie revidiert werden? Worauf sind eventuelle Zielabweichungen zurückzuführen? Diese und ähnliche Fragen setzen einen Soll-Ist-Vergleich voraus, also eine Abweichungskontrolle. Es wird überprüft, ob oder zu welchem Grad Meilensteine auf dem Weg zu den gesetzten Zielen erreicht werden oder inwieweit man noch „im Plan ist“. Kontrollen finden also im Controlling durchaus statt, die Kontrolle ist aber nicht das eigentliche Ziel des

---

[2] Ausschließlich aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird im Text die männliche Form verwendet. Gemeint sind selbstverständlich, gerade in einem Beitrag, der sich auf den Sozialbereich bezieht, in dem sehr viele Frauen beschäftigt sind, immer Personen beiderlei Geschlechts.

3 Eschenbach, R. / Horak, C. / Furtmüller, S.: Rechnungswesen und Controlling in NPOs, in: Badelt, C. / Meyer, M. / Simsa, R. (Hrsg.): Handbuch der Non Profit Organisation. Strukturen und Management. 4. Aufl., Stuttgart 2007, S. 350

Controllings. Und noch etwas wird an dieser Stelle deutlich: Um einen Soll-Ist-Vergleich durchführen zu können, sind Daten notwendig. Datenbeschaffung bzw. die Generierung von Daten ist ein wichtiger Bestandteil des Controllings. Dabei handelt es sich nicht nur um Daten des Rechnungswesens (Kosten usw.), sondern durchaus auch um Daten, die das Leistungsgeschehen, die Produktqualität usw. abbilden sollen. Die Erhebung unterschiedlichster Daten gehört mittlerweile zum Arbeitsalltag von Fachkräften der Sozialen Arbeit.

Wenn über Controlling in der Sozialen Arbeit gesprochen wird, dann wird sehr häufig auf Dokumentation und Datenerfassung Bezug genommen. Die Verarbeitung der erhobenen Daten im Berichtswesen ist für Controlling essentiell. Die in Dokumentationen erfassten und durch sie generierten Daten beziehen sich auf Leistungsempfänger und auf erbrachte Leistungen. Sie können für Sozialberichte ebenso verwendet werden wie für Leistungsnachweise. Ebenso gut können sie zur Qualitäts- und Erfolgsmessung herangezogen werden. Simon[4] befasst sich mit dem Zusammenhang von Qualitätssicherung und Controlling am Beispiel der offenen Jugendarbeit. Controlling wird als grundlegender Baustein des neuen Steuerungskonzepts in der Kommunalverwaltung dargestellt. Dies hat weitreichende Konsequenzen für die freien Träger, aber auch für die Sozialplanung, für die zunehmend auf Controlling Bezug genommen wird. Sozialplanung und Controlling sind nur noch schwer zu unterscheiden[5].

Controlling bezieht sich auf äußerst unterschiedliche Fragestellungen. Es reicht vom Finanzcontrolling über das Controlling im Personalmanagement bis hin zum Qualitätscontrolling. Zunehmend wird die Vorstellung verbreitet, dass letztendlich alle Planungs- und Steuerungsprozesse unter Controllinggesichtspunkten betrachtet werden können. Damit werden Gemeinsamkeiten behauptet z.B. zwischen Sozialplanung und den daraus abzuleitenden Entscheidungen und den Frage-

[4] Vgl. Simon, T.: Zum Verhältnis von Controlling und Qualitätssicherung in der offenen Jugendarbeit, in: Dahme, J./ Simon, T. (Hrsg.): Controlling in der offenen Jugendarbeit. Berlin 2006

[5] Vgl. Kühn, D. u.a.: Steuerungsunterstützung durch Sozialplanung und Controlling auf kommunaler Ebene. Berlin 2005

stellungen, denen Industrieunternehmen im Rahmen des Kosten- oder des Liquiditätscontrollings nachgehen.

Aus den bisherigen Überlegungen wird bereits deutlich, dass weder eine einheitliche Definition noch ein allgemeingültiges Verständnis von Controlling existieren. Es gibt unterschiedliche „Controlling-Schulen". Weit verbreitet ist die Vorstellung, dass Controlling ein managementunterstützendes System ist, das nicht nur auf Kontrolle zurückgeführt werden darf, in dem der Kontrollaspekt aber dennoch eine große Rolle spielt. Wichtig ist dabei, dass es sich bei Controlling um Managementunterstützung handelt, also um Betriebswirtschaft. Reimer hebt in seinen Ausführungen zum Thema „Pädagogisches Controlling" eben diesen ökonomischen Aspekt hervor.

> *„Controlling hat sich als datenfundiertes, systematisches, ökonomisch-antizipatives Denken und Handeln entwickelt."*[6]

Mit dieser Formulierung macht er einen Perspektivenwechsel in der Sozialen Arbeit deutlich, wenn sie ihre Planungs- und Steuerungsprozesse als Controlling bezeichnet. Es geht eben nicht nur um systematisches, datengestütztes Handeln, sondern um ökonomisch-antizipatives Denken und Handeln. Das ist nicht genuin Aufgabe der Sozialen Arbeit. Auf eben diese Dimension weisen auch Moos/Peters hin, wenn sie Controlling als Unternehmensphilosophie darstellen.

> *„Eine (...) wesentliche Aufgabe des Controllings ist es, die Denkweise des wirtschaftlichen Handelns in alle betrieblichen Teilbereiche zu vermitteln."*[7]

Dieser grundsätzliche Aspekt des Controllings findet vielfach nicht die notwendige Beachtung, da der Fokus eher auf formale Aspekte ge-

[6] Reimer, M.: Pädagogisches Controlling. Grundlagen - Notwendigkeiten - Anwendungen. Wiesbaden 2009, S. 25

[7] Moos, G. / Peters, A.: BWL für soziale Berufe. Eine Einführung. München/Basel 2008, S. 43

legt wird, die Controlling als Technik erscheinen lassen. So wird u.a. regelmäßig darauf hingewiesen, dass Controlling kein einmaliger Prozess ist. Die Ergebnisse oder Erkenntnisse aus einem einmal begonnenen Prozess gehen am Ende in die neue Planung ein und der Prozess beginnt von neuem. Hierfür steht die Idee des Controllingkreislaufs. Bono[8] bspw. unterscheidet sechs Schritte, die in einem Kreislauf zu durchschreiten sind: Planung, Anweisung, Umsetzung, Vergleich, Analysen, Korrekturen. Andere Autoren verwenden eine abweichende Anzahl von Schritten, die sie dann auch z.T. anders, aber selbstverständlich mit ähnlichen Inhalten, bezeichnen. Daneben werden immer wieder Fragen der Operationalisierung von Zielen (z.B. nach den SMART-Kriterien) und der Identifizierung geeigneter Kennziffern erörtert. Bei all diesen Erörterungen wird so getan, als ginge es ausschließlich um quasi-technische Fragen.

Controlling als Steuerungsunterstützung

Wird Controlling als Steuerungsunterstützung aufgefasst, dann ist die Frage zu stellen: Wer steuert was wohin? Controlling ist eine betriebswirtschaftliche Disziplin und damit ist ihr originärer Untersuchungsgegenstand das gewerbliche Unternehmen und dort ablaufende Prozesse. Dort steuert (wer?) das Management (was?) das Unternehmen oder den Betrieb (wohin?) auf einen Pfad, der das Erreichen der vom Unternehmen verfolgten Ziele möglich macht[9]. Controlling unterstützt diesen Prozess, indem es für die Steuerung funktionale Instrumentarien bereitstellt. Aus dem grob skizzierten formalen Ablauf wird nun geschlossen, dass dieser Ablauf und die ihn unterstützenden Instrumentarien auf beliebige Planungs- und Steuerungsprozesse übertragbar seien. Überall wo geplant und gesteuert wird, kann und sollte nach dieser Auffassung Controlling zur Anwendung kommen.

Geplant und gesteuert wird nicht nur in gewerblichen Unternehmen und der öffentlichen Verwaltung, sondern auch in Nonprofit-

[8] Vgl. Bono, M. L.: NPO-Controlling. Professionelle Steuerung sozialer Dienstleistungen. Stuttgart 2006, S.14
[9] vgl. Reimer a.a.O. S. 30 f.

Organisationen. Planung und Steuerung in der Sozialen Arbeit findet auf Organisationsebene statt, aber auch auf der Ebene der einzelnen Fachkraft, die über gewisse Freiräume verfügt und ihre Arbeit weitgehend eigenverantwortlich erledigen kann. Wird ausschließlich auf den formalen Aspekt des Planens und Steuerns abgestellt, dann lässt sich Controlling nach dieser Logik auch auf die konkrete sozialpädagogische Arbeit übertragen. Dieser Gedanke wird von Reimer folgendermaßen veranschaulicht: Im Beratungsprozess steuert (wer?) der Hilfeanbieter (was?) den gesamten Hilfeprozess (wohin?) in eine zwischen Hilfeanbieter und Hilfenutzer vereinbarte Zielrichtung[10]. Um die Aufgaben bewältigen zu können, muss die sozialpädagogische Fachkraft Daten erfassen, daraus Informationen generieren, bewerten und aufbereiten. Es geht aber nicht nur um eher technisch anmutende Fragen wie die Operationalisierung von (Teil-)Zielen, Datenerfassung und -auswertung, sondern auch um den gut reflektierten Mitteleinsatz. Fachkräfte sollen sich Fragen stellen wie: „Bin ich bei der Problembearbeitung systematisch vorgegangen oder willkürlich?“ „Habe ich mich an Daten und Fakten orientiert oder habe ich mich von Emotionen oder Vorurteilen leiten lassen?“ Diese Fragen zielen auf die Analyse des Beratungsprozesses oder, allgemeiner ausgedrückt, des Leistungserstellungsprozesses.

Sozialpädagogisches Handeln wird mit der skizzierten Argumentation unter Controlling subsumiert, weil als formale Schritte im Hilfeprozess identifiziert werden können: Zieldefinition, systematisches Vorgehen, Kontrolle der Zielerreichung. Die hier gemeinten Ziele sind dem Fachcontrolling zuzuordnen. Dabei geht es vornehmlich um Qualitätsaspekte. Die Ebene der Qualität ist Fachkräften der Sozialen Arbeit i.d.R. sehr wichtig. Sie bezeichnen ihre Aktivitäten auf diesem Gebiet aber nur selten als Controlling, weil sie mit dem Begriff sehr häufig effizienzsteigernde Maßnahmen assoziieren. Solche Assoziationen sind durchaus begründet, sie sind aber auch in Bezug auf Qualitätsmanagement begründet, denn letztendlich ist Fachcontrolling funktional für das Finanzcontrolling, in dem Aufwand und Ertrag oder Indikatoren dafür gegenüber gestellt werden.

Wenn Planung und Steuerung von Unternehmensprozessen quasi mit Hilfeplanverfahren zumindest formal gleichgesetzt werden, dann

[10] Vgl. Reimer a.a.O. S. 200 f.

bleibt ein weiterer Aspekt unberücksichtigt oder zumindest unausgesprochen: es ist der Perspektivenwechsel. Im ersten Fall, der sich auf das Management von Unternehmensprozessen bezieht, wird aus Sicht der Organisation argumentiert, im zweiten Fall aus Sicht der Fachkraft, also aus Sicht von Mitarbeitern. Mit der Perspektive ändert sich auch die Steuerungslogik. Es macht einen Unterschied, ob die Organisation bzw. die Einrichtung vertreten durch das Management steuert oder die einzelnen Mitarbeiter. Es kann insbesondere für die Mitarbeiter einen Unterschied machen. Letztendlich wird Controlling auf der Ebene der Sozialen Arbeit dargestellt als Prozess der Selbststeuerung und Selbstevaluation sowie der daraus folgenden Selbstkontrolle.

Steuern oder gesteuert werden? Wenn sich Fachkräfte der Sozialen Arbeit mit Benchmarking auseinandersetzen, dann geht es häufig um diese Frage. Dabei finden sich Fachkräfte auf beiden Seiten. Es gibt die Fachkräfte in den Jugendämtern, die sich eher als Steuernde verstehen. Andererseits gibt es die Fachkräfte in den Einrichtungen der Freien Träger, die sich oftmals als Gesteuerte wahrnehmen. Entsprechend unterschiedlich ist die Haltung zum Instrumentarium Benchmarking. Allerdings werden die kritischen Stimmen in dem Maße leiser, in dem sich die freien Träger selber in Benchmarking-Prozesse begeben und das Benchmarking als Mittel für den eigenen Erfolg betrachten.

Kommunales Benchmarking

Bereits seit Jahren gibt es kommunale Benchmarkingkreise. Deren Zusammensetzung variiert u.U. im Zeitablauf. Einzelne Kommunen scheiden aus, andere kommen evtl. hinzu. Dennoch gibt es eine gewisse Stabilität, und sie ist auch durchaus wichtig, denn für das Benchmarking sind Vorarbeiten, Vereinbarungen, abgestimmte Datenerhebungen und insbesondere Vertrauen zwischen den verschiedenen Teilnehmern notwendig. Ein etablierter Akteur zur Unterstützung kommunaler Benchmarkingkreise ist die in Hamburg ansässige Firma con_sens.

Welche Themen mittlerweile in solchen Benchmarkingkreisen bearbeitet werden, hat der Sozialamtsleiter der Stadt München Anfang 2009 in einem Brief an seine Stadträtin von Walter formuliert[11]. Die Stadträtin hatte offenbar die Vorstellung, dass das Benchmarking doch sicherlich auch preiswerter zu haben sein könne als bei dem aktuellen Anbieter. Dieser Überlegung liegt ein falsches Verständnis von Benchmarking zugrunde. Benchmarking ist weitaus mehr ist als ein bloßer Kennzahlenvergleich. Es geht eben nicht nur um den Vergleich irgendwelcher kommunaler Daten. Vielmehr dient dieser Vergleich dazu, sich mit anderen Kommunen auszutauschen, um gute Ansätze und Konzepte zu erkennen und dann ggf. zu übernehmen. Je länger dieser Austausch anhält, desto besser kann er funktionieren, denn: kommunale Daten werden interkommunal vergleichbar gemacht, Diskussionen über Abgrenzungen von Variablen müssen nicht ständig wieder neu geführt werden, über Organisationsstrukturen und Arbeitskonzepte bei Benchmarking-Partnern liegen Erkenntnisse vor, auf früheren Diskussionen über Konzepte kann aufgebaut werden usw.

Ging es im kommunalen Benchmarking ursprünglich um den Kennzahlenvergleich, um Posten für Ausgabensenkungen zu identifizieren oder entsprechende Maßnahmen zu legitimieren, dann liegt mittlerweile der Fokus stärker auf dem Vergleich von Steuerungsansätzen und Konzepten. Gesucht wird nach Steuerungsmethoden, denen eine besonders gute Wirkung zugeschrieben wird. Die Wirkung wird dabei mit der positiven Entwicklung von Kennzahlen belegt. Mit der Berücksichtigung der Wirkung ist neben den unmittelbaren Kosten ein weiteres Beurteilungskriterium für Leistungen eingeführt. Der Preis ist nicht mehr alleine ausschlaggebend, sondern das Preis-Leistungs-Verhältnis ist maßgeblich. Damit wird dem Qualitätsaspekt wieder mehr Beachtung geschenkt, denn Qualität sollte sich auch in der Leistung spiegeln. Es kommt hinzu: Die Qualität - und zwar wird hier ausschließlich auf die Ergebnisqualität als Indikator für Wirkung Bezug genommen - muss sich mit quantitativen Daten belegen lassen. Anders ausgedrückt: Qualität muss in Kennzahlen messbar sein.

[11] Brief vom 19.02.2009 von Friedrich Graffe, Sozialreferent der Landeshauptstadt München, an Stadträtin Mechthild von Walter,
http://www.ris-muenchen.de/RII/RII/DOK/ANTRAG/1662318.doc, Zugriff: 23.05.09

Benchmarking ist ein Prozess, der unter veränderten Umweltbedingungen immer wieder von neuem beginnt. Fragestellungen ändern sich und neue Ziele kommen in den Blick. Auf die Methode des Benchmarking haben solche Veränderungen keinen Einfluss. Sie können sich aber durchaus auf die Relevanz der betrachteten Kennzahlen auswirken. Welchen Kennzahlen welcher Erklärungswert zugestanden wird oder welche Kennzahlen für welche Fragestellungen herangezogen werden, dafür gibt es keine eindeutigen Kriterien. Es gibt keine Patentrezepte, weder in Bezug auf die Auswahl der zu betrachtenden Kennzahlen noch hinsichtlich deren Interpretation. Letztendlich müssen die Teilnehmer in den verschiedenen Benchmarkingkreisen ihre Beuteilungskriterien selber entwickeln.

Das zeigt sich auch im Vergleich der Indikatoren verschiedener Benchmarkingkreise Hilfen zur Erziehung. Die beiden Benchmarkingkreise, die bei Con_sens zu dem Thema arbeiten, veröffentlichen in ihren Jahresberichten keineswegs identische Indikatoren. Beim Vergleich der Kennzahlen beider Benchmarkingkreise zeigen sich gewisse Gemeinsamkeiten aber auch einige Abweichungen. Die Abweichungen sind durchaus gewollt. Schließlich bearbeitet jeder Benchmarkingkreis das - wie in diesem Fall gleiche Thema - aus einer leicht unterschiedlichen Perspektive. Hier wird deutlich, dass Benchmarking zwar ein standardisiertes Verfahren ist, dass es aber keineswegs à priori festlegt, welche Indikatoren und welche Fragestellungen in den einzelnen Gruppen im Fokus stehen. Dies ist ein wichtiger Aspekt bei der Bewertung solcher Methoden des Controllings. Die Daten sind nur insoweit objektiv als sie das messen, was mit ihnen jeweils abgebildet werden kann. Die Festlegung und Interpretation der Daten obliegt immer den Nutzern.

Risikoabschätzung per EDV?

Solch ein Verständnis vom Umgang mit Daten auch aus Controllingprozessen ist nicht überall vorhanden. Dies lässt sich am Urteil eines Benchmarkingkreises über EDV-gestützte Checklisten

veranschaulichen. Die Teilnehmer des Benchmarkingkreises haben sich mit unterstützenden Verfahren bei der Bearbeitung von Meldungen nach § 8a SGB VIII (Schutzauftrag bei Kindeswohlgefährdung) befasst.

> *„Ein verstärkter Kindesschutz steht bundesweit derzeit im Fokus der öffentlichen Diskussion um die Jugendhilfe. Der Benchmarkingkreis hat sich in diesem Zusammenhang im Rahmen seines fachlichen Austausches u.a. mit unterstützenden Verfahren bei der Bearbeitung von Meldungen nach § 8a SGB VIII beschäftigt."*[12]

Gibt es Anhaltspunkte für Kindeswohlgefährdung, dann ist es Aufgabe des Jugendamtes, zunächst einmal eine Risikoabschätzung vorzunehmen. Wie sind die Anhaltspunkte zu bewerten? Besteht tatsächlich das Risiko von Kindeswohlgefährdung oder nicht?

Wer sich ein Urteil über Kindeswohlgefährdung bilden will oder muss, hat festzulegen, was Anhaltspunkte dafür sein können. Mit solchen Checklisten von Anhaltspunkten erhalten Mitarbeiter des Jugendamtes einen Orientierungsrahmen. Es wird bestimmt, worauf die Mitarbeiter achten sollen und müssen, und es werden Verfahren entwickelt, was bei Verdachtsmomenten zu geschehen hat. Diese Praxis existiert, und sie ist notwendig. Aber: Es existieren keine gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnisse über die „richtigen" Indikatoren.

> *„Der Auslöser für die Verfahrensverpflichtung nach § 8a SGB VIII sind gewichtige Hinweise auf eine Kindeswohlgefährdung (…).*
>
> *Anhaltspunkte hierauf können sich in der Wohnsituation, der Familiensituation, dem elterlichen Erziehungsverhalten sowie einzelnen Lebensereignissen finden. Oftmals handelt es sich um Checklisten mit Merkmalen der Familiensituation, des Erzie-*

[12] con_sens (Hrsg.): Benchmarking Hilfen zur Erziehung in Nordrhein-Westfalen. Bericht Kennzahlenvergleich 2007. Hamburg 2008, S. 4 (http://www.consens-info.de/upload/files/CMSEditor/HzE_NRW_2007.pdf; 07.09.2010)

hungsverhalten, der Wohnsituation etc., anhand derer ein Gefährdungsgrad ermittelt werden soll.

Es gibt bundesweit keine wissenschaftlich gesicherten Erkenntnisse darüber, welche Indikatoren auf eine Kindeswohlgefährdung schließen lassen.“[13]

Das vorgetragene Argumentationsmuster zeigt ein ambivalentes Verhältnis zum eigenen Tun. Zunächst wird behauptet, es gäbe „gewichtige Hinweise“. Unklar bleibt, worin sie bestehen. Es werden mögliche „Anhaltspunkte“ genannt und auf „Checklisten“ verwiesen, „anhand derer ein Gefährdungsgrad ermittelt werden soll“. All dies hat aber offenbar eine gewisse Beliebigkeit, denn wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse über die „richtigen“ Indikatoren gibt es nicht. Mit diesem letztgenannten Argument wird relativiert, dass es Anhaltspunkte und Hinweise gibt. Es gibt Hinweise, die aber auch anders interpretiert werden können und es gibt Anhaltspunkte, an denen sich Verwaltungshandeln bislang orientiert hat (oder nicht?), deren Relevanz aber nicht wissenschaftlich belegt ist. Zunächst wird der Anschein erweckt, als gebe es objektive und damit nachvollziehbare Kriterien für das Tätigwerden des Jugendamtes bzw. für die Risikoeinschätzung. Anschließend wird mit dem Hinweis auf die fehlende wissenschaftliche Legitimation die Unmöglichkeit behauptet, Indikatoren verwenden zu können. Auf welcher Grundlage wird aber dann stattdessen entschieden, wenn den auf dem Erfahrungswissen der Fachkräfte basierenden Indikatoren nicht „geglaubt“ werden kann?

In der Beurteilung von Indikatoren für die Identifizierung von Kindeswohlgefährdung sind sich die Städte uneinig, selbst wenn sie in Benchmarkingkreisen zusammen arbeiten. Einige Städte arbeiten mit EDV-Programmen, in denen die Inhalte solcher Checklisten hinterlegt sind. Die Nutzung entsprechender Programme setzt voraus, dass die interessierenden Merkmale differenziert erfasst werden. In den Programmen sind die zuvor von den Fachkräften festgelegten Kriterien, also die Anhaltspunkte für Kindeswohlgefährdung, in einer bestimmten Weise verknüpft. Auch diese Verknüpfung ist nicht beliebig oder

[13] con_sens a.a.O., S. 6

extern vorgegeben, sondern sie ist durch die Fachkräfte zu bestimmen: Welche Größen stehen mit welchen anderen Größen in Beziehung? Wie sind einzelne Merkmale z.B. in Abhängigkeit vom Alter des Kindes zu bewerten? Usw.

In den Programmen ist - sofern sie gut sind - nichts anderes kodiert als das Praxiswissen der Fachkräfte. Die verschiedenen erfassten Merkmale und Indikatoren sind durch die Fachkräfte vorgegeben. So gesehen spiegeln die Indikatoren lediglich, was bislang als Beurteilungskriterien herangezogen wurde. Aber: Diese Kriterien sind jetzt im Programm festgelegt und können daher nicht mehr nach Belieben unterschiedlich gewichtet werden. Das, was Fachkräfte bislang mehr oder weniger stringent in ihre Beurteilung haben einfließen lassen, macht jetzt das Programm und zwar in Form vorgegebener fester Routinen. Auf der Grundlage der gesetzten Vorgaben wird vom Programm ein „Gefährdungsgrad“ ermittelt. Unterschiedliche Werte für den Gefährdungsgrad schlagen unterschiedliche standardisierte Handlungsoptionen vor. Auch das ist kein Ausfluss der Technik, sondern basiert auf den fachlichen Vorgaben.

Der Benchmarkingkreis hat sich bei der Beurteilung von EDV-gestützten Checklisten, also bei der Abwägung von „Standardisierung und Flexibilität für fachliches Gespür entschlossen“[14]. So genanntes „fachliches Gespür“ (Flexibilität) wird hier gegen standardisierte und verbindliche Prozesse gehalten, die sich in EDV-Routinen spiegeln. Diese Beurteilung basiert letztendlich auf einer grundlegenden Fehlbewertung dessen, was von EDV-gestützte Checklisten, Indikatoren, Kennziffern usw. erwartet werden kann: Solche Controllingdaten und -instrumente können lediglich Entscheidungshilfen geben. Sie sind vergleichbar einem Instrument des Risikomanagements. Die Entscheidung darüber, welche Schlüsse aus den Ergebnissen solcher Berechnungen gezogen werden, obliegt immer den Entscheidungsträgern. Sie haben die Schlüsse aus den Ergebnissen solcher Berechnungen zu ziehen und zu verantworten. Controlling ist nicht Steuerung, sondern Steuerungsunterstützung. Steuern müssen immer noch die

[14] Con_sens a.a.O. S. 8

Entscheidungsträger, seien es nun Manager oder Fachkräfte der Sozialen Arbeit.

Das Verhältnis von Controlling zu Management (oder Steuerungsverantwortung) ist offenbar einigen Fachkräften der Sozialen Arbeit nicht klar. Wenn es um fachliche Entscheidungen und damit um die Übernahme von Verantwortung geht, dann scheinen sich Checklisten oder EDV-Routinen negativ auf das Selbstbewusstsein der Fachkräfte auszuwirken. Dies zumindest ist ein Ergebnis der Evaluation zum Einsatz Software-gestützter Checklisten bei Kindeswohlgefährdung in München[15]. Dort wird schon seit längerer Zeit mit solchen Programmen und Checklisten in der Jugendhilfe gearbeitet. Ein Ergebnis der Begleitforschung: Die Fachkräfte scheinen an ihrer eigenen Urteilsfähigkeit und Kompetenz zu zweifeln. Es gibt Fachkräfte, die die vom System „vorgeschlagenen" Einschätzungen grundsätzlich nicht verändern. Zudem ist eine starke Risikoaversion erkennbar. Sie drückt sich darin aus, dass ein vom System vorgeschlagener hoher Risikowert vergleichsweise selten nach unten korrigiert wird. Eine Korrektur in die umgekehrte Richtung findet demgegenüber deutlich häufiger statt. Dieses Ergebnis macht einmal mehr deutlich, dass „Entmündigung" nicht durch das System, sondern durch die Fachkräfte selbst kommt, die sich risikoavers verhalten und ihre eigenen Kompetenzen anzweifeln.

15 Gerber, C.: Kindeswohlgefährdung - von der Checkliste zur persönlichen Risikoabschätzung. Vortrag auf der Fachkonferenz Hilfeprozess im Konflikt am 16. und 17.02.2006 in Hamburg (http://www.kinderschutz-zentren.org/pdf/vortrag_gerber-hamburg_06.pdf, Zugriff: 23.05.09)

Benchmarking in der Schuldnerberatung

Auf Qualitätssteigerung zielt auch ein Benchmarking-Projekt der Schuldnerberatung. Schuldnerberatungsfachkräfte der Diakonie möchten mittels Benchmarking Möglichkeiten für Qualitätsverbesserung und Prozessoptimierung erschließen. Es geht also um den bewussten Einsatz eines Controlling-Instruments zur Qualifizierung der eigenen Arbeit.

Projektstart war 2006. Auf dem ersten Treffen wurden Chancen und Risiken des Benchmarkings intensiv diskutiert. Solche Diskussionen sind notwendig, um einen angemessenen Einsatz von Instrumentarien, die originär für andere Zwecke entwickelt wurden, zu gewährleisten. Mit Benchmarking assoziieren Fachkräfte der Sozialen Arbeit aufgrund ihrer Erfahrung Konkurrenz und Kostendruck. Um solch ein Instrument für eigene Ziele nutzen zu können, müssen die Bedingungen so gestaltet werde, dass keine Konkurrenzsituation entsteht. Dies ist einerseits durch das Verfahren sicherzustellen, andererseits durch die Auswahl der Kennzahlen.

Die teilnehmenden Beratungsstellen erhoffen sich vom Benchmarking Nutzen auf verschiedenen Ebenen. Im Vordergrund steht das Qualitätsziel: Von anderen („besseren“) Einrichtungen lernen. Hoffnungen werden auf Möglichkeiten der Prozessoptimierung gesetzt aber auch auf Diskussionen über Methoden. Die Qualifizierung der Datenlage der Schuldnerberatung kommt als weiterer erwarteter Nutzen hinzu. Dies ist ein Nebenprodukt des Benchmarkings, das auf Kennzahlen basiert und damit auf Daten. Daten, mit denen sich die Leistungsprozesse der Schuldnerberatung ansatzweise abbilden lassen, sind wichtig und sie werden zunehmend wichtiger für die Verhandlungen mit Trägern; sie sind aber auch im Bereich Öffentlichkeitsarbeit sehr gut verwendbar.

Benchmarking bringt den Einrichtungen und Diensten aber nicht nur Vorteile. Es verursacht auch Kosten und es birgt gewisse Risiken. In Bezug auf die Kosten ist zunächst der zusätzliche Aufwand für die Erhebung, Erfassung und Auswertung von Daten zu nennen. Hinzu kommt der zusätzliche Aufwand für Konzeption und Umsetzung. Bei den Risiken handelt es sich um das Risiko des Datenmissbrauchs und insbesondere um eine mögliche Konkurrenzsituation, in die sich die

Fachkräfte nicht begeben wollen. Schuldnerberatungsstellen der Diakonie konkurrieren nicht um Ratsuchende, denn die Einrichtungen agieren auf unterschiedlichen Teilmärkten. Dennoch gibt es Konkurrenzbefürchtungen. Sie richten sich einerseits auf das Verhalten der Fachkräfte, die sich möglicherweise selber unter Druck setzen. Andererseits könnten Einrichtungsleitungen Erkenntnisse über ungünstige Indikatoren zum Anlass nehmen, ihre Mitarbeiter unter Druck zu setzen. Aus den aufgezeigten Risiken wurde die Konsequenz gezogen, die Einzelergebnisse untereinander nicht transparent zu machen. Es ist also ein Verfahren gewählt, das Anonymität garantieren soll.

Das Verfahren ist vergleichsweise aufwendig, was aber in Anbetracht der Konkurrenzsituation der Einrichtungen für das Gelingen unabdingbar erscheint. Damit sich die Kosten in Grenzen halten, wird es weitgehend von den Fachkräften selbst organisiert und durchgeführt. Das geht natürlich nicht vollständig, weil sonst die Anonymität nicht gewährleistet sein kann. Konkret sieht das Verfahren folgende Schritte vor:

- Datenerhebung in den Einrichtungen und Übermittlung der Daten an einen externen Berater.
- Anonymisierung der Daten durch den externen Berater.
- Übermittlung der anonymisierten Daten an eine Beratungsstelle, von der die Kennzahlen berechnet werden.
- Übermittlung der Ergebnisse an den externen Berater.
- Transfer der Ergebnisse an die beteiligten Beratungsstellen durch den externen Berater.

Das Verfahren mit der „Schleife“ über den externen Berater erscheint umständlich. Dieser indirekte Weg soll die Anonymität sicherstellen. Dadurch weiß nur der externe Berater, welche Daten und Ergebnisse den einzelnen Beratungsstellen zuzuordnen sind. Am Ende des Prozesses kann sich jede Beratungsstelle anhand der Kennzahlen mit allen anderen Stellen vergleichen (einzeln oder gesamt). Eine direkte Kontaktaufnahme mit einer anderen Beratungsstelle, die bessere

Kennzahlen hat, ist durch die Anonymisierung ausgeschlossen. Wird der direkte Austausch gesucht, dann kann der Kontakt nur über den externen Berater hergestellt werden. Ein Zwang zur Kontaktaufnahme besteht nicht. Ist die „angefragte“ Beratungsstelle allerdings auskunftswillig, dann erfolgen Austausch und Beratung bilateral zwischen den beiden Beratungsstellen.

Weil das Benchmarking von den Fachkräften selbst organisiert und durchgeführt wird, kommen sie mit vergleichsweise geringen Mitteln aus. Damit die Belastungen durch die Zusatzarbeit nicht überhand nimmt, findet eine rigorose Beschränkung auf das Notwendigste und das Machbare statt. Das heißt auch, dass nur ein relativ kleiner Datensatz erstellt wird, zu dem keine Finanzdaten gehören. Wichtig für dieses Projekt und seinen Erfolg ist sicherlich, dass die Idee und deren Umsetzung von den Fachkräften entwickelt wurden und dass das Instrument Benchmarking gut reflektiert angewendet wird.

Ausblick

Mit Formen des Controllings sind Fachkräfte der Sozialen Arbeit allenthalben konfrontiert. Sie sind eingebunden in Dokumentationssysteme, müssen Tätigkeitsberichte verfassen und sich vielfältigen Anforderungen der eigenen Organisation und von Leistungsträgern stellen. Häufig sind das Anforderungen, die an sie herangetragen werden und die sie als Einschränkung in ihrer eigentlichen Arbeit wahrnehmen. Dann kann es zu dem Urteil kommen, dass Controlling die Qualität der Arbeit gefährdet, weil sich vor lauter Berichtspflichten die Zeit für die eigentliche Arbeit mit den Klienten inakzeptabel stark verkürzt.

Ein anderer Aspekt kommt hinzu: Fachkräfte der Sozialen Arbeit haben u.U. eigene Vorstellungen darüber, mit welchen Fragen der Organisationsentwicklung, der Qualitätsverbesserung, der Zielgruppenerreichung usw. sie sich befassen möchten. Hierfür ist bei zu hohen

Controllinganspruchen von Leistungsträgern u.U. kein Raum mehr. Eigene Gestaltungsinteressen kommen dann zu kurz. Sie müssen zurückstehen hinter der Bedienung der Leistungsträgeransprüche. Dies ist allerdings nicht dem Controlling an und für sich anzulasten, sondern dem Umgang mit ihm. Ob Fachkräfte der Sozialen Arbeit Controllinginstrumente für sich konstruktiv nutzen können oder nicht, hängt u.a. davon ab, wer steuert und wie intensiv gesteuert wird. Welchen Gestaltungsspielraum haben die Fachkräfte noch und welchen können sie sich schaffen?

Neben dieser Frage ist auch entscheidend, was gesteuert wird. Werden bspw. nur die Kosten gesteuert oder wird das „Aufwands-Ertrags-Verhältnis“ gesteuert? Im zweiten Fall müssen die Erträge transparent gemacht werden. Die Erträge haben sicherlich viel mit Qualität und Fachlichkeit zutun. Was ist gute Arbeit? Was sind passgenaue Hilfen? Welche Kriterien gibt es jeweils dafür? Dies sind Fragen, die aus Sicht des Controllings gestellt werden und auf die eine Antwort gegeben werden muss.

Controlling muss nicht zwingend als Einschränkung individuellen Handelns interpretiert werden, wenngleich die Praxis dieses Urteil häufig nahe legt. Neuere Ansätze des Controllings verstehen sich gerade als Kritik an starren Steuerungs- und Überwachungsmodellen. Vielmehr rücken hier alle Mitarbeiter in den Fokus. Deren Kompetenzen und Kreativität bei der Problemlösung ist gefragt. Das funktioniert nicht in einem engen Korsett von inflexiblen Zielvorgaben, festen Kriterien der Zielerreichung usw. Auf Grundlage dieser neueren Vorstellungen bedeutet Controlling als Organisationsphilosophie eine Erhöhung der Handlungsspielräume für Fachkräfte.

In einigen Unternehmen des For-Profit-Bereich werden entsprechende Controlling-Konzepte bereits angewendet. Es bleibt abzuwarten, ob solche Konzepte auch in absehbarerer Zeit Einzug in soziale Organisationen halten werden.

Literatur:

Bono, M. L.: NPO-Controlling. Professionelle Steuerung sozialer Dienstleistungen. Stuttgart 2006

con_sens (Hrsg.): Benchmarking Hilfen zur Erziehung in Nordrhein-Westfalen. Bericht Kennzahlenvergleich 2007. (http://www.consens-info.de/upload/files/CMSEditor/HzE_NRW_Bericht_2007.pdf, Zugriff: 23.05.2009)

Eschenbach, R. / Horak, C. / Furtmüller, S.: Rechnungswesen und Controlling in NPOs, in: Badelt, C. / Meyer, M. / Simsa, R. (Hrsg.): Handbuch der Non Profit Organisation. Strukturen und Management. 4. Aufl., Stuttgart 2007

Gerber, C.: Kindeswohlgefährdung - von der Checkliste zur persönlichen Risikoabschätzung. Vortrag auf der Fachkonferenz Hilfeprozess im Konflikt am 16. und 17.02.2006 in Hamburg (http://www.kinderschutz-zentren.org/pdf/vortrag_gerber-hamburg_06.pdf, Zugriff: 23.05.09)

Kühn, D. u.a.: Steuerungsunterstützung durch Sozialplanung und Controlling auf kommunaler Ebene. Berlin 2005

Moos, G. / Peters, A.: BWL für soziale Berufe. Eine Einführung. München/Basel 2008

Reimer, M.: Pädagogisches Controlling. Grundlagen - Notwendigkeiten - Anwendungen. Wiesbaden 2009

Simon, T.: Zum Verhältnis von Controlling und Qualitätssicherung in der offenen Jugendarbeit, in: Dahme, J./ Simon, T. (Hrsg.): Controlling in der offenen Jugendarbeit. Berlin 2006

Michael Krummacher

Kommunale Migrations- und Integrationspolitik:

Herausforderungen, Ressourcen, Grenzen und Widersprüche

- Thesen zur Abschiedsvorlesung am 9. Juni 2009 -

1. Ausgangsthesen zu Migration und Urbanität

1. Städte und Stadtentwicklung ohne Migration gibt es nicht. Städte sind ‚Integrationsmaschinen'.
2. Zuwanderung bietet Potenziale, aber auch Probleme und Konflikte. Integration und interkulturelles Zusammenleben müssen gestaltet werden.
3. Vor allem die westdeutschen Großstädte sind multikulturelle Stadtgesellschaften und auf Zuwanderung angewiesen. (*Üb 1*)
4. Integration ist ein Prozess auf Gegenseitigkeit mit Anforderungen an die Zuwanderer, die Aufnahmegesellschaft und die Politik. Als Ziele werden im Fachdiskurs gleichberechtigte Teilhabe und Chancengleichheit in zentralen Lebenslagenbereichen sowie gegenseitiger Respekt vor Anderssein i.R. der Verfassungsnormen postuliert.
5. Die Indikatoren für strukturelle Integration in zentralen Lebenslagenbereichen zeigen einerseits Aufstiegserfolge von Minderheiten, andererseits eine massive Unterschichtung der Migranten. (*Üb 2*)
6. Gelingende oder misslingende Integration entscheidet sich wesentlich ‚vor Ort' in den Kommunen, Betrieben, Schulen, Stadtteilen …
7. Die Gestaltung von Integration und interkulturellem Zusammenleben bildet eine dauerhafte kommunale Querschnittsaufgabe. Dies betrifft nicht nur die Kommunalpolitik und -verwaltung, sondern auch alle anderen Akteure in der Kommune. (*Üb 3*)

Übersicht 1: Bevölkerung mit Migrationshintergrund nach Gemeindegrößenklassen und ausgewählten Großstädten 2007*

	Bevölkerung Insgesamt in 1.000	**mit Migrations-hintergrund in 1.000**	**Anteil mit Migrationshintergrund in %**
BRD-gesamt, davon	82.369	15.143	18,4
- West (mit Berlin)	69.179	14.507	21,0
- Ost (ohne Berlin)	13.190	636	4,8
Gemeindegröße / Einwohnerzahl			
unter 10.000	22.068	1.991	9,0
10.000 bis 50.000	27.263	4.804	17,6
50.000 bis 100.000	7.487	1.739	23,2
100.000 bis 500.000	13.497	3.253	24,1
500.000 und mehr	11.954	3.356	28,1
Ausgewählte Großstädte			
1. Stuttgart	593	238	40,1
2. Frankfurt/ M.	652	258	39,5
3. Nürnberg	499	186	37,3
4. Augsburg	263	95	36,2
5. München	1.260	433	34,4
6. Düsseldorf	575	185	32,2
7. Köln	983	314	31,9
8. Wuppertal	359	111	30,8
9. Bonn	313	92	29,3
10. Dortmund	588	165	28,1
11. Hamburg	1.744	467	26,8
12. Duisburg	502	130	25,9
13. Bremen	547	136	24,9
14. Gelsenkirchen	268	64	23,9
15. Berlin	3.395	794	23,4

***** Bevölkerung mit Migrationshintergrund bzw. mit Zuwanderungsgeschichte: (Pass-) Ausländer, eingebürgerte ehem. Ausländer, Aussiedler/ Spätaussiedler, Personen mit zugewandertem Elternteil

Quelle: Statistisches Bundesamt 2009; Mikrozensus 2007; z.T. eigene Berechnungen

Übersicht 2: Ausgewählte Indikatoren zu den Lebenslagen von Migranten/innen in Nordrhein-Westfalen 2006/07*

Indikator	NRW - Gesamt	Deutsche	Bevölkerung mit Migrationshintergrund
Erwerbstätige nach Wirtschaftsbereichen, *darunter*	**%**	**%**	**%**
- produzierendes Gewerbe	**29,3**	**28,7**	**36,2**
- Handel, Gaststätten, Verkehr	**23,2**	**22,6**	**26,7**
- sonstige Dienstleistungen	**45,8**	**47,1**	**35,9**
Erwerbstätige nach Stellung im Beruf, *darunter*	**%**	**%**	**%**
- Arbeiter	**27,1**	**24,9**	**49,1**
- Angestellte	**55,6**	**57,1**	**40,9**
- Selbständige	**9,6**	**10,1**	**8,2**
Erwerbslosenquote **(Erwerbslose: Erwerbspersonen)**	**%** **9,9**	**%** **8,5**	**%** **17,9**
Haushaltsnettoeinkommen	**€/ Monat**	**€/ Monat**	**€/ Monat**
- mittleres HNE	**2.536**	**2.604**	**2.160**
- HNE pro Kopf	**1.032**	**1.073**	**715**
- Nettoäquivalenzeinkommen (bedarfsgewichtet pro Kopf)	**1.248**	**1.296**	**947**
	%	**%**	**%**
Armutsrisikoquote**	**14,1**	**11,3**	**29,6**
Schulabschlüsse Gesamtbevölkerung	**%**	**%**	**%**
- ohne Abschluss	**4,9**	**2,8**	**16,5**
- Hauptschulabschluss	**46,6**	**47,5**	**40,7**
- Fachoberschulreife	**21,9**	**22,7**	**18,3**
- Fach-/ Hochschulreife	**26,6**	**27,0**	**24,5**

***** Bevölkerung mit Migrationshintergrund bzw. mit Zuwanderungsgeschichte: (Pass-) Ausländer, eingebürgerte ehem. Ausländer, Aussiedler/Spätaussiedler, Personen mit zugewandertem Elternteil

** Armutsrisiko-Quote: Personen mit einem unter 60% des bedarfsgewichteten Netto-Einkommens je 100 Personen in Privathaushalten

Quelle: MGFFI-NRW (2008): 1. Integrationsbericht der Landesregierung; z.T. eigene Berechnung

Übersicht 3: „Akteure-Arena“ Kommunale Integrationspolitik

1. Übergeordnete Politik- und Arbeitsmarkt-Akteure

- Legislative und Exekutive auf den Ebenen: Europäische Union, Bund, Länder;
- Arbeitgeber/ Tarifpartner ...
- Interessenverbände, Medien, ...

Weite Bereiche kommunaler Migrations-/ Integrationspolitik werden von politischen und rechtlichen Vorgaben übergeordneter Politikinstanzen bestimmt. Die Wirtschaftsakteure entscheiden über Arbeitsmarktzugänge als wichtigster Instanz der sozioökonomischen Integration der Migranten. Interessenverbände und Medien haben zentralen Einfluss auf die öffentliche Akzeptanz von Migration und Integration.

2. Akteure in den Kommunen

Politikakteure	***Kommunalverwaltung***	**Kommunalverwaltungs-*externe* Akteure**
In Abhängigkeit von der jeweiligen Kommunal-Verfassung • *Stadt-/ Gemeinderäte, Bezirksvertretungen* • *Ausländer- bzw. Integrationsbeiräte sowie z.T. Integrationsausschüsse*	*Angesichts der Querschnittsaufgabe „Integration“ sind mehrere Verwaltungsressorts direkt/ indirekt beteiligt, v.a.:* • *Ausländer- und Einwohnerbehörden mit vorwiegender* Ordnungsfunktion*;* • *kommunale Jugendhilfe-, Sozial-, Kultur-, Schul-Behörden mit überwiegender* Integrationsfunktion; • *Stadtentwicklungs-, Wirtschafts-, Bau- und Wohn-Behörden mit* Querschnittsfunktion.	• Verwaltungen: Polizei, örtliche Arbeitsämter/ „Arge“, Schulen .../ BAMF-Regionalstellen • *Sozialnah*: Wohlfahrtsverbände und Kirchen, ... • *Wirtschaftsnah*: örtliche Industrie- und Handwerkskammern, Wohnungsgesellschaften, Gewerkschaften, ... • Bürgernah*: Migrantenselbstorganisationen, Bürger- und Sportvereine aller Art, Bürger-Initiativen ...*

Quelle: Krummacher

2. Entwicklungsphasen kommunaler Integrationspolitik

- **„Gastarbeiterphase“ (1955 bis 1973)**
  Keine kommunale Migrations- und Integrationspolitik; „Notlagenarbeit“ und „Gastarbeiterbetreuung“ der Wohlfahrtsverbände

- **„Konsolidierungsphase“ (1974 bis 1984)**
  Erste reaktiv-unsystematische Ansätze kommunaler Integrationspolitik als Folge der Familienzusammenführung und -gründung. Diskontinuität und Defizitorientierung bilden die Hauptmerkmale; erste Handlungskonzepte von einigen Großstädten

- **„Abwehrphase“ (1984 bis 1996)**
  Kommunale Ausländerpolitik und Migrationsarbeit entwickeln sich widersprüchlich, einerseits Politik der Abwehr von Einwanderung und Rückkehranreize, andererseits Professionalisierung und Institutionalisierung der Migrations- und Integrationsarbeit

- **„Modernisierungsphase mit Widersprüchen” (1998 bis 2008)**
  Modernisierung und Aufwertung kommunaler Integrationspolitiken mit den Elementen Integration als kommunale Querschnitts- und Konzeptaufgabe, Sozialraumorientierung und interkulturelle Öffnung von Institutionen; lokal sehr unterschiedliche und widersprüchliche Umsetzung in der Praxis

3. Ressourcen und Potentiale

Grundlage Art. 28, Abs. 2 GG: Die *Garantie der kommunalen Selbstverwaltung* bietet erhebliche Gestaltungspielräume für eine aktive *oder* passive Integrationspolitik

Aufwertung kommunaler Integrationspolitik seit 5-10 Jahren aus folgenden Gründen:

- wachsender Problemdruck mit Integrationsdefiziten, der alternden Gesellschaft und der Sozialspaltung der Städte umzugehen;
- Erkenntnis der Chancen erfolgreicher und der Risiken misslungener Integration für die Stadtgesellschaften;
- Aufwertung der Kommunen im Zuge der Neuausrichtung der staatlichen Integrationspolitik sowie Erweiterung ihrer Handlungsspielräume durch überörtliche Impulse und Modellprogramme (Programm „Soziale Stadt“ seit 1999, „Komm-In-Programm“-NRW seit 2005, BMI-Bertelmann-Wettbewerb 2003-2005; „Verbundprojekt Zuwanderer in der Stadt“ 2004-2007; „Nationaler Integrationsplan 2007“).

Indikatoren für die Aufwertung:

- 2008 verfügte die Hälfte der 81 deutschen Großstädte über Integrationskonzepte, 10 Jahre vorher nur knapp ein Fünftel;
- Deutliche Zunahme des integrationspolitischen Engagements der kommunalen Spitzenverbände; dagegen in vorhergehenden Jahrzehnten passive Haltung und/oder Abwehr;
- Entwicklung von Grundsätzen für ein kommunales Integrationsmanagement durch die KGSt (2004/ 2007);
- Tendenz zur ‚Kommunalisierung’ (?) der Integrationspolitik durch Bund und Länder in Form von Stellungnahmen, Projekten und Förderprogrammen (u.a. Nationaler Integrationsplan 2007). *Üb 4*

Übersicht 4: Handlungsfelder kommunaler Integrationspolitik im Nationalen Integrationsplan 2007

A. Stellungnahme der kommunalen Spitzenverbände (DSt, DStGB, DLk)

1. Integration als kommunale Querschnittsaufgabe
2. Unterstützung lokaler Netzwerke
3. Interkulturelle Öffnung der Verwaltung
4. Gesellschaftliche Integration durch Partizipation und bürgerschaftliches Engagement
5. Sprache und Bildung
6. Berufliche Integration
7. Sozialräumliche Integration
8. Förderung lokaler ethnischer Ökonomie
9. Stärkung des Engagements gegen Fremdenfeindlichkeit
10. Information und Evaluation

B. Themenschwerpunkte der Arbeitsgruppe „Integration vor Ort unterstützen“

1. Kommunale Gesamtkonzepte
2. Wohnen und Wohnumfeld im Quartier
3. Schule und Bildung im Quartier
4. Lokale Ökonomie
5. Evaluation und Monitoring

Quelle: Bundesregierung (Hrsg.) 2007: Nationaler Integrationsplan. Berlin 31ff; 109ff

Die ‚*Vor-Ort-Ressourcen*’ sind m.E. zentral, dazu gehören:

- Integrationsleistungen und Integrationserfolge großer Teile der Migranten/innen, die v.a. auf ihren ökonomischen, sozialen, kulturellen und organisatorischen Selbsthilfepotenzialen beruhen;
- langjährige Aktivitäten, Lobbyarbeit und Netzwerkarbeit von lokalen Akteuren der Migrantenselbstorganisationen, der freien Träger,

Kirchen, Verbände und Vereine und sowie von Akteuren aus Politik, Verwaltung und Schulen etc.;

- in vielen Städten interkulturelle Gesamtkonzepte, deren Umsetzung sowie zahlreiche good-practice-Modelle in allen Handlungsfeldern;
- kreative Nutzung der Förderprogramme von EU, Bund und Ländern;
- sowie nicht zuletzt, zahlreiche Beispiele für interkulturelles Zusammenleben auf privater Ebene, Vereins- und Initiativebene.

4. Grenzen, Defizite und Widersprüche

Grenzen

- Die meisten Bereiche der Migrations- und Integrationspolitik werden von politisch-rechtlichen Vorgaben des Bundes und der Länder bestimmt, d.h. vom restriktiven Zuwanderungs- und Staatsangehörigkeitsrecht, von eingeschränkten Bürgerrechten, der auf Abschottung getrimmten Flüchtlingspolitik, von der sozial-selektiven Bildungspolitik und der mäßigen Integrationsförderung.
- Integration hängt v.a. von Teilhabechancen auf Arbeitsmärkten, Wohnungsmärkten, im Bildungssystem und im sozialen Sicherungssystem ab. Kommunen haben nur begrenzten Einfluss darauf.
- Die notorische Finanzkrise der Kommunen schränkt ihre Spielräume zur Integrationsförderung massiv ein.
- Die Spielräume kommunaler Integrationspolitik werden nicht zuletzt von wahlbestimmenden Mehrheiten, öffentlicher Meinung und herrschenden Ideologien begrenzt.

Defizite

Integrationspolitik ist in den meisten Stadträten ein ungeliebtes Minderheitenthema ohne starke Lobby; daraus folgt:

- Die Hälfte der Großstädte und vermutlich die Mehrheit kleinerer Kommunen hat keine Konzepte für die lokale Integrationspolitik;

- in vielen Räten findet das Thema nur bei spektakulären (oft negativen) Ereignissen und Medienberichten Aufmerksamkeit;
- auch innerhalb der schlechten gesetzlichen Rahmenbedingungen ist die Partizipation und der lokale Themendiskurs mit den Migranten-Selbstorganisationen oft mangelhaft;
- insgesamt dominieren in vielen Kommunen reaktives Improvisieren bzw. „Gewurstel" anstelle strategischer Orientierung und Steuerung der interkulturellen Arbeit.

Widersprüche

Auch bei vorhandenen Integrationskonzepten erfolgt deren Umsetzung in den Kommunen oft widersprüchlich, d.h.:

- Die Umsetzung stimmt mit den Leitzielen oft nicht überein und erfolgt nach Kassenlage;
- die Bereitstellung kommunaler Finanzen für die Integrationsarbeit ist meist gering und beschränkt sich oft auf den notwendigen Eigenanteil bei der Einwerbung von Drittmitteln; nach deren Auslaufen werden auch erfolgreiche Maßnahmen oft abgebrochen;
- lokale Medienberichte zu Integrationsdefiziten und Delikten von Migranten bedienen regelmäßig das Vorurteils-Muster der „integrationsunwilligen" Migranten und führen dann zu Rückschlägen der lokalen Integrationsarbeit;
- die in Festreden beschworene Partizipation „auf gleicher Augenhöhe" endet in vielen Stadträten schnell, wenn es um Teilhabe und konkrete Forderungen der kommunalen Integrationsbeiräte geht.

Widersprüchlich war und ist auch die Haltung der kommunalen Spitzenverbände. Beispiele dafür sind:

- Periodische Forderungen nach Zuzugsbegrenzungen für Migranten in als „überlastet definierten Stadtteilen" (seit den 1970er Jahren);
- massive Lobbypolitik für restriktive Änderungen des Asylrechts in den 1990er Jahren sowie für Leistungskürzungen für Flüchtlinge (Art. 16 GG; AsylbLG);

- Forderung nach Freizügigkeitsbeschränkungen für neu zugewanderte Aussiedler (WoZuG 1996);
- aktuell die (erfolgreiche) Abwehr von Reformforderungen der EU-Kommission zur materiellen Besserstellung von Asylbewerbern und geduldeten Flüchtlingen (2009)
- „Doppelmoral“: Einerseits bei der Beschwörung von Partizipation und bürgerschaftlichem Engagement, andererseits der Verweigerung des kommunalen Wahlrechts für Ausländer aus Nicht-EU-Ländern.

5. Schluss: Zu den Perspektiven kommunaler Integrationspolitik

Die Zwischenbilanz zum Stand und den Perspektiven einer zukunftsorientierter lokalen Integrationspolitik fällt zwiespältig aus. Die Bestandsaufnahme zeigt,
einerseits, dass die Kommunen über zahlreiche positive Ressourcen und ausbaufähige Potentiale verfügen,
andererseits, dass - auch abgesehen von der begrenzten Reichweite kommunaler Handlungsmöglichkeiten - nach wie vor zahlreiche Defizite und Widersprüche eine nachhaltige Integrationspolitik der Kommunen be- und verhindern.

In Bezug auf die Perspektiven kommunaler Integrationspolitik bin ich gleichwohl begrenzt optimistisch, weil

- der Handlungsdruck in den Kommunen unübersehbar ist und,
- sich die vorhandenen Akteure-Netzwerke in den Kommunen hoffentlich nicht mehr mit einer symbolisch-inhaltleeren Integrationspolitik nach Kassenlage abspeisen lassen.

Für die Gestaltung sind m.E. vier Handlungsebenen besonders wichtig.

Handlungsebenen für eine nachhaltige lokale Integrationspolitik

(1) Konzeptentwicklung und -Umsetzung mit den Elementen

- Erarbeitung von Leitzielen und Konzeptbausteinen zu den zentralen Handlungsfeldern und Querschnittsaufgaben;
- Partizipativ-diskursive Konzepterarbeitung unter Beteiligung aller relevanten Akteure;
- Vernetzung der interkulturellen Aktivitäten und Akteure;
- Prozesshafte Umsetzung, periodische Berichterstattung und Weiterentwicklung des Konzepts auf Grundlage von Wirkungskontrollen (Monitoring).

(2) Ausbau der Partizipation mit den Elementen

- Kommunales Wahlrecht für alle Ausländer mit längerer Aufenthaltsdauer;
- Stärkung der kommunalen Ausländer- bzw. Integrationsbeiräte;
- Ausbau der Kooperation mit den Migrantenselbstorganisationen;
- Abbau der Hemmschwellen für die Beteiligung von Migranten und anderen durchsetzungsschwachen Gruppen bei konkreten Bürgerbeteiligungen in den Stadtteilen.

(3) Sozialraumorientierung mit den Elementen

- Verbesserung der Wohn- und Wohnumfeldbedingungen,
- Orts- und einrichtungsnahe Bildungs- und Sprachförderung;
- lokale Beschäftigungs- und Qualifizierungsmaßnahmen und Förderung der lokalen (Migranten-)Ökonomie;
- Ausbau der sozialen und kulturelle Infrastrukturen sowie Förderung des interkulturellen Dialogs und der Konfliktmoderation;

- lokale Anti-Diskriminierungsarbeit.

(4) Interkulturelle Öffnung von Verwaltungen und sozialen Diensten mit den Elementen

- Interkulturelle Öffnung ist eine Leitungsaufgabe,
- erfordert eine veränderte Personalpolitik mit den Aspekten des Ausbaus interkultureller Ressourcen und Kompetenzen,
- erfordert Teamarbeit und ist keine Spezialaufgabe für Personal mit Migrationshintergrund, interkulturelle Aus- und Weiterbildungen sind dafür zwingend.

Zum Schluss:

In meinem Beitrag habe ich versucht, die Herausforderungen, Ressourcen und Grenzen kommunaler Integrationspolitik zu skizzieren.

Aus meiner Sicht muss das „Wagenrad“ nachhaltiger lokaler Integrationspolitik nicht neu erfunden werden, sondern weiter gedreht werden.

Allerdings: Ohne eine Verbesserung der sozialstrukturellen Teilhabechancen der Migranten/innen im Bildungssystem, auf dem Ausbildungs-, Arbeits- und Wohnungsmarkt sowie bei den Bürgerrechten dürfte es auch um die Erfolgschancen kommunaler Integrationspolitik nicht sonderlich gut bestellt sein. Insofern ist die Integration von Migranten auch weniger eine ethnische, sondern wesentlich eine soziale Frage.

Danke für Ihre/ Eure Aufmerksamkeit

Renate von Schnakenburg

Implizites Wissen und Gedächtnis im Denken und Werk Kandinskys

Vorbemerkung

Der Gedankengang beschreibt das implizite *Wissen* im Bezug auf Kandinskys Denken. Synästhetische und mimetische Ähnlichkeiten werden im Begriff des Pathischen zusammengefasst und als partizipatorisches Weltverhältnis gezeigt. Dem folgt der Rekurs auf implizites Wissen in ästhetischer Praxis im Hinblick auf die partizipatorische Erfahrung.
Im zweiten Teil wird das implizite *Gedächtnis* in der Relation von Kandinskys Bild: ‚Dame in Moskau'(1912) zu seinem autobiografischen Text ‚Rückblick' (1913) dargestellt.
Die abschließende Prozess-Reflexion zeigt, die Bewusstwerdung des impliziten Wissens, dessen Bedeutung für die Abstraktion und den Habitus als kollektivem impliziten Gedächtnis.
Hinweise zur Literatur: Kandinsky[1]

[1] Literaturangaben zu **Kandinsky** werden wie folgt abgekürzt: Rückblick, Baden-Baden, 1955: zit. als **RB** // Kandinsky, W., Marc, F. (1965) (Hg.) Der Blaue Reiter,München 1965: zit als **dBR** // Über die Formfrage, in: dBR 1965: zit als **ÜdF** // Über Bühnenkomposition, 1965, in: dBR 1965 : zit. als **üBK** // Der gelbe Klang, in: dBR 1965 zit.als **GK** // Über das Geistige in der Kunst, Bern, 1973: zit.als **GiK** // Punkt und Linie zu Fläche, Bern, 1973: zit. als **PLF** // Kandinsky, Gesammelte Schriften 1889-1916**,** (Hg. H. Friedel) München, Berlin, u.a., 2007: zit. als **GS, 2007**

1. Implizites Wissen

Ähnlichkeit als Syn-Aisthesis

Die Verborgenheit des impliziten Wissens, zu der leider auch die Kunstwissenschaft beigetragen hat, wie Bourdieu und Böhme konstatieren[2], hat Georg Picht im Hinblick auf Kunst betont. Er spricht von der Notwendigkeit, die „verschütteten elementaren Formen der Wahrnehmung wieder aufzusuchen"[3] und greift hierzu auf Kandinskys Begriff ‚synästhetischer Wahrnehmung' zurück. Hieraus entwickelt er den Gedanken der „Einheit der Wahrnehmung", in der die Subjekt-Objekt-Trennung aufgehoben ist.[4]
Merleau-Ponty (1908-1961) hat diese Syn-Aisthesis leibphilosophisch erschlossen. In ‚Das Sichtbare und das Unsichtbare' heißt es z.B.: „In der primordialen Wahrnehmung gibt es keinerlei Unterschied zwischen Tast- und Gesichtssinn. ...Wir *sehen* die Tiefe, das Samtene, die Weichheit, die Härte der Gegenstände - Cézanne meinte sogar: ihren Duft".[5]
Heute legen Neue Phänomenologie, Empirische Säuglingsforschung, Neurophysiologie als Hemisphären- und Spiegelneuronenforschung[6] u. a. diesen, dem kognitivem Wissen lange verborgenen Bereich, in verschiedenen Termini offen.[7] Er liegt ontogenetisch vor der Sprache, bleibt aber lebenslang erhalten und erweist sich für den Zusammenhang von Ästhetik und Sozialität als konstitutiv. Man kann in diesem

[2] Beide Autoren setzten mit ihrer Kritik vor allem an der Sprachorientierung der Vermittlung an, d. h. an der Behandlung von Kunst als ein semiotisch zu entschlüsselndes Phänomen. Damit, so beide Autoren, bleibt die *vorsprachliche* Dimension des Verstehens und des Ausdrucks unberücksichtigt. (Vgl. Bourdieu, 1987, 64, Böhme, G.,2001, 179) G. Böhme spricht auch von *tacit knowledge* als ästhetischem Produktionswissen. (Böhme, G., 1995, 36)
[3] Picht, 1987, 407
[4] Picht, 1987, 409 - 418
[5] Merleau-Ponty, 1986, 46/7
[6] Schore hat auf die rechtshemisphärischen Funktionen im sozialen, insbesondere therapeutischen Feld, aufmerksam gemacht (Schore, 2003).Vgl. auch Preilowski, 1986, Dichgans, 2001, Friderici, et. al.,2007, Vgl. zu Mimesis und Spiegelneuronen- Forschung: Bauer, 2005, Rizzolatti/Sinigaglia, 2008
[7] Vgl. auch Cytowic, R. E.(1995), Emrich, H. M. (1998), v.Maur, K. (1985, 1999)

Bereich von transmodalen, synästhetischen und mimetischen Ähnlichkeiten sprechen.
Syn-Aisthesis[8], wörtlich übersetzt Zusammen-Wahrnehmung, bezeichnet Ähnlichkeiten innerhalb der Sinnesmodalitäten. Ein Beispiel: eine Melodie kann süßlich oder bitter klingen, also einem Geschmack oder Geruch ähnlich sein. Eine Bewegung, die *schwer* nach unten geht, oder *heftig* aufbricht, kann in Musik, Bewegung, Tanz und Bild erscheinen. Sie ist transmodal, d. h. die Einzelsinne übergreifend, wahrnehmbar und darstellbar. Diese Grundschicht der synästhetischen Einheit der Sinne erfasst also nicht Objekte, sondern Ähnlichkeiten, - transmodale Qualitäten, Ähnlichkeiten eines *„Stils*, die quer zur dinglichen Einteilung der Wirklichkeit liegt.“[9]
Auch wenn Kandinsky die heutigen Forschungen nicht kennen konnte, so hat er doch ihre wesentlichen Einsichten in seiner Kunsttheorie vorweggenommen. Er geht explizit von einem Sehen aus, das mit allen Sinnen im Zusammenhang steht. Farbwirkungen können z.B. Tastempfindungen ähnlich sein: *„Manche Farben können ...stechend aussehen, wogegen andere wieder als etwas Glattes, Samtartiges empfunden werden“.* Von *‚duftenden Farben‘* führt er den Leser zum *Hören der Farben,* welches so genau ist, *„daß man vielleicht keinen Menschen findet, welcher den Eindruck von Grellgelb auf den Baßtasten des Klaviers wiederzugeben suchen oder Krapplack dunkel als eine Sopranstimme bezeichnen würde.“*[10] Entsprechend gibt es auch Ähnlichkeiten von Klängen und Linien: *„Die Stärkegrade vom Pianissimo bis zum Fortissimo können in der zu- oder abnehmenden Schärfe der Linie, bez. in ihrem Grade von Helligkeit Ausdruck finden. Der Druck der Hand auf den Bogen entspricht vollkommen dem*

[8] Stern verweist auf diesen Begriff als Vorläuferbegriff zur amodal-globalen Wahrnehmung. (1992, 221)
[9] Fuchs, 2000,172
[10] GiK, 63, Zum *spitzen* Charakter des Gelb bemerkt er: „spitze Farben klingen in ihrer Eigenschaft stärker in spitzer Form (z.B. Gelb im Dreieck).“(ÜdGK, 68). Schmitz nennt diesen synästhetischen Charakter *epikritisch.* Das epikritisch Helle, Spitze kommt ebenso dem Gelb wie dem ‘i’ zu - im Gegensatz etwa zu einem *protopathisch* dumpfen Braun. (Schmitz, 1995, 144).

Druck der Hand auf den Stift".[11] Hier ist Intensität die transmodale Qualität. [12]
Weiter zeigt Kandinsky, dass die „Temperaturen" der Farben Eigenbewegungen aufweisen, insofern „*das Warme sich .....zum Zuschauer bewegt, zu ihm strebt, das Kalte - sich vom Zuschauer entfernt.*"[13] So zeigt sich Kandinsky als phänomenologischer Erforscher der Farbe.[14]

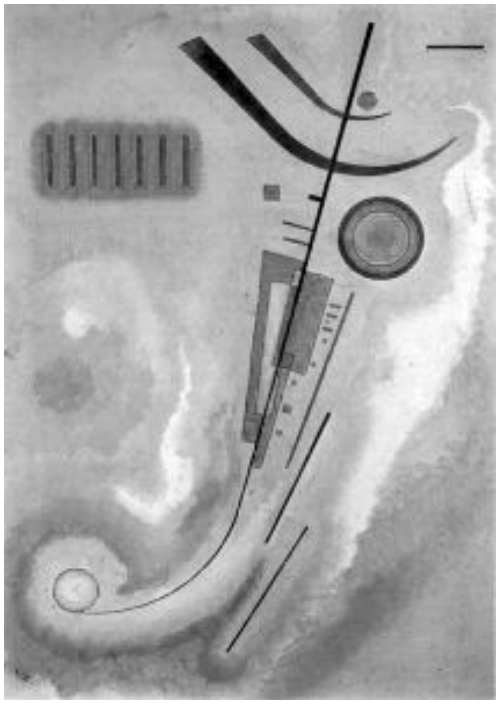


Abb 1: Kandinsky, Wassily Leicht (Léger)
© VG Bild-Kunst, Bonn 2011

Wenn Kandinsky zu diesem Bild den Titel 'Leicht' findet, so sind nahezu alle Bildelemente in den Dienst der transmodalen Qualität: LEICHT gestellt. Die Farbe Hellblau selbst wirkt ‚leicht', die Malweise erinnert an das Flimmern der Luft im Sommer, die Linie scheint ohne Anstrengung einen Aufschwung zu nehmen, wobei die oben querliegenden Elemente die Leichtigkeit des Auftriebs durch Kontrast

[11] GiK,107/8, Den Eigenwert des Ausdrucks von *Linien* hat er am Beispiel von Buchstaben entwickelt. Sieht man ihre Linien nicht als *Zeichen für*, sondern als *Ausdruckswert* versteht man, was Abstraktion meint. (ÜdF,157-162).
[12] Wenn z.B. das Kind einer Studentin zu ihr sagt: „Mama, mach das Licht leiser" und meint, sie möge den Dimmer betätigen, dann spricht es von der Intensität, die im Hören als laut und im Sehen als hell erfahren wird.
[13] GiK, 87,111/2
[14] „diese Behauptungen sind Resultate empirisch-seelischer Empfindung" auf „keiner positiven Wissenschaft basiert." (GiK,88)

verstärken.[15] Die Funktion der Linie in der Komposition nach rechts oben ordnet sie dieser Wirkung: ‚Leicht' zu. Würden wir Links und Rechts vertauschen wäre das Ganze nicht mehr so ‚leicht'.[16] So ist das Bild nicht Darstellung eines Gegenstandes, eines ‚Was' sondern eines ‚Wie', der Art des Erscheinens, eines Stils, eben ‚Leicht'.[17]

Solche Entsprechungen, können in ästhetischer Praxis auch gegenläufig verwendet werden. „Natürlich ist es andererseits klar, daß das Nichtpassen der Form zur Farbe nicht als etwas ‚Unharmonisches' angesehen werden muß, sondern umgekehrt als eine neue Möglichkeit".[18] Kandinsky operiert mit dieser Gegenläufigkeit z.B. in der Bühnenarbeit Gelber Klang. Hier gibt er (3.Bild) die Anweisung, mit der Steigerung des Lichts die Musik immer ‚dunkler' werden zu lassen.[19] Das Bezugssystem dieser Umkehrkoppelung ist also Hell und Dunkel. In einer anderen Szene (5.Bild) sollen die Tempi der Bewegungen auf der Bühne manchmal mit der Musik zusammengehen und manchmal divergieren.[20] Desynchronisation in Bewegung und Klang wird so selbst zum Medium des Ausdrucks. In diesen „Möglichkeiten, die zwischen der Mit- und Gegenwirkung liegen" erkennt Kandinsky „ein unerschöpfliches Material."[21]

---

[15] In der Rede vom ‚Aufschwung ohne Anstrengung' wird bereits die mimetische, Qualität deutlich. Die *Bewegungsanmutung*, den diese Gestalt ausstrahlt, wird am eigenen Leib gespürt. Es handelt sich dabei nicht um Projektion.

[16] In künstlerischer Erfahrung sind solche Zusammenhänge *‚selbst-verständlich'*. Doris Kirschner-Hamer sagt zur Entstehung eines Bildes, in dem sie noch „einen Pfeil nach rechts oben malen" muss: „Rechts oben wird es leichter. Da kann ich entspannt ausatmen."(in: Schnakenburg (Hg.) 2002, 108) Kunsttheoretisch zeigt Arnheim dass Gemälde ihre Form als Spiegelbild verändern und „daß eine Diagonale von links unten nach rechts oben als ansteigend...gesehen wird."(Arnheim,1965,19) Rentschler erinnert wissenschaftsgeschichtlich an Charles Henry, der „ein Korrelation zwischen Bewegungsrichtungen...und deren emotionalen Wirkungen postuliert" und dass diese und andere Elemente, wie Linie, Tonalität und Farbe „unabhängig von ihrer Rolle für die Bilddarstellung eine emotionale Wirkung haben" (Rentschler, 1989, 129).

[17] Die Verlagerung der Bild-*Thematik*, vom ‚Was' zum ‚Wie', spiegelt sich auch in Kandinskys Bildtiteln. (Thürlemann, 1995)

[18] GiK, 69

[19] üBK, 222/3

[20] üBK, 226, Demgegenüber gibt etwa Schönberg in seiner Partitur zur Glücklichen Hand - wie in seinem gesamten Werk -Zeichen, dass farbiges Licht, Musik und Gesten genau synchronisiert werden müssen. (Martino**,** 1995, 575)

[21] üBK, 193, Zu seinen Bildern sagt er „Oft war das Schwere oben und das Leichte unten." (Roethel/Hahl-Koch, 56)

Ähnlichkeit als Mimesis

Transmodale Ähnlichkeit bestimmt auch die soziale Kommunikation. Stern hat dies in den Begriffen der amodal-globalen Wahrnehmung und Affektabstimmung gezeigt[22]. So sind z.B. Sprachmelodie, Rhythmus und Tempo der Rede gegenüber ihrem semantischen Inhalt oft eigene *mimetisch wirkende* Mitteilungen. Ich erfinde ein Beispiel im Bereich der Affektabstimmung: das Kind gähnt intensiv und sinkt dann entspannt in sein Kissen. Die Mutter sagt: ***Jaaa, du bist müde***. Die *Bewegung* des Kindes, erst intensiv, dann sanft abklingend, wird von der Mutter in der Prosodie, der Sprachmelodie,[23] transmodal aufgenommen und erscheint nun im *hörbaren* Modus der Stimme. Durch diese Affektabstimmung erlebt sich das Kind verstanden und kann vermutlich besser einschlafen. Schmitz spricht hier von Gestaltverläufen, die Bewegungsanmutungen[24] ausstrahlen, welche am eigenen Leib gespürt werden. Damit ist die soziale Bedeutung impliziten Wissens angesprochen. Stern und Gallese machen dieses implizite Wissen über Sozialität hinaus auch für die Künste geltend.[25]

Dass transmodale Ähnlichkeiten sich auch mimetisch, in Bewegung, realisieren lassen, war Kandinsky bewusst. Er machte sie zum Gegenstand von Experimenten mit dem Musiker Hartmann und dem Tänzer Sacharoff: *'Der Musiker suchte aus einer Reihe von Aquarellen dasjenige aus, was ihm in musikalischer Hinsicht am klarsten erschien. In Abwesenheit des Tänzers spielte er dieses Aquarell. Dann kam der Tänzer dazu, ihm wurde das Musikstück vorgespielt, er setzte es in*

[22] Stern zeigt die Einzelsinne übergreifende, abstrakte Kategorien: Intensität, Zeit (z.B. Rhythmus) und Gestalt (Stern,, 1992, 74 fff.) Diese Kategorien liegen sowohl der amodalen Wahrnehmung als auch der Affektabstimmung zugrunde (ebd.200/201).

[23] Vgl. Friderici, et. al. 2007, Dichgans, 2001

[24] Sie werden auch als ‚*Bewegungssuggestionen*' bezeichnet (Schmitz, 1995, 141 ff, Fuchs, 2000, 77, 170 ff)

[25] Stern 1992, 220-230, Gallese, der mit Freedberg die *mimetische Funktion* als konstitutiv für *ästhetische* Wahrnehmung (Freedberg/Gallese,2007, 197 -202) zeigt, schließt in seinem Konzept der *shared manifold of intersubjektivity* Sterns Forschungen zur amodal/globalen Wahrnehmung ein.(2003, 175) worauf wiederum Curtis explizit hinweist. (Curtis, 2009, 15)

Tanz um und mußte hernach das Aquarell erraten, das er getanzt hatte'."[26]

In diesem transmodal-mimetischen Sinne hat er auch seine Erwartungen an die Betrachter seiner Bilder formuliert. Sie besteht insbesondere darin, *„daß das Äußere des Bildes vollkommen weggelassen wird. Und nur der innere ‚Sinn', der Inhalt, durch eine ganz andere äußere Form gegeben wird. So kann man ein Bild spielen, ein Musikstück dichten, ein Gedicht meißeln, eine Plastik tanzen, einen Tanz malen usw. in allen Kombinationen."* [27] Kandinskys Einladung an den *inneren ‚Sinn'* des Betrachters transformiert das transmodal-mimetische Vermögen zum Verstehen und Erkennen. Wo es nicht auch äußerlich vollzogen wird, geschieht es doch, wie die Spiegelneuronenforschung auch im Bereich der bildenden Kunst zeigt, ‚innerlich'. Der *‚innere Sinn'* Kandinskys *ist* das transmodale Synästhetisch-Mimetische selbst. Es erschließt sich nicht in der Identifikation von ‚Gegenständen' sondern im resonanten und mimetischen Mitvollzug der transmodalen Qualitäten als eines ko-kreativen Ausdrucksvorgangs.[28]

Das Pathische als Partizipation

Diese verschiedenen Begriffe synästhetischer, mimetischer, amodaler oder transmodaler Wahrnehmung u.a. lassen sich im Begriff des Pathischen[29] zusammenfassen. Fuchs eröffnet diesen philosophiege-

[26] Hahl-Koch,1985, 355, Vgl. auch Fornoff, (2004, 344/5) Vgl. zur Zusammenarbeit Martino (1995, 563)

[27] Brief an Arp, November 1912 (GS, 2007, 489/90)

[28] Dies gilt *auch* für gegenständliche, konstitutiv jedoch für abstrakte Kunst. In ihr werden ja nicht Dinge, sondern ‚abstrakte' Qualitäten (leicht, glühend, hart-weich u.a. mehr) zur Erscheinung gebracht. Entsprechend würde Kandinsky zufolge der ‚ideale Kunstkritiker', nicht *über* das Werk sprechen und urteilen, sondern „*zu fühlen* suchen, ...wie diese oder jene Form innerlich wirkt, und dann sein Gesamterlebnis dem Publikum ausdrucksvoll mitteilen." (ÜdF, 165/6)

[29] Wenn Merleau-Ponty sagt, dass „auch die geheimste Erschütterung unseres psychophysischen Seins schon Anzeige der Welt" ist, (Merleau-Ponty, 1966, 462) so wird in dieser Formulierung die Wortherkunft des Pathischen vom griechischen *pàthein*: *leiden*, deutlich, denn wir erfahren die Welt, indem uns etwas ‚widerfährt'. Das heißt nicht, dass diese ‚Widerfahrnisse' immer ‚leidvoll' sind. Auch Glück und Liebe ‚widerfahren' uns.

schichtlich eher verdrängten[30] und auch ontogenetisch potentiell verborgenen[31] Bereich des Pathischen als polaren Gegensatz zur intentionalen Wahrnehmung. Gegenüber der intentionalen, Wahrnehmung ist der pathische Pol eher rezeptiv. In diesem Feld pathischen Wahrnehmens und Erlebens sind wir leiblich mit dem Wahrgenommenen verbunden, erfahren wir die Welt ‚am eigene Leib.[32] Diesen Bereich des Pathischen strukturiert Fuchs durch drei, begrifflich differenzierbare, Kategorien der Ähnlichkeit, die jedoch in der realen Wahrnehmung ineinander greifen. Böhme hat sie im Kontext der Ästhetik ausgearbeitet.[33]

Zwei davon haben wir bereits mit Kandinsky kennen gelernt: Seine warmen, stechenden oder samtigen Farben sind *synästhetische Charaktere*[34] und der ‚Aufschwung' der Linie im Bild ‚Leicht' ist ein *Gestaltverlauf* der eine *Bewegungsanmutung*[35] ausstrahlt.
Die dritte Kategorie bilden die *Physiognomien* als *Ausdrucks-Eigenschaften.* Fokussieren wir den Begriff 'Physiognomie', auf seine Bedeutung als 'Gesicht', so wird jene Einheit der Sinne, die unser Gesicht *ist* und in der unser Erleben *erscheint*, deutlich.[36] Hier ist der Ursprung der Ausdruckswahrnehmung, die jedoch nicht auf Mimik beschränkt ist.

---

[30] Vgl. Fuchs, 2000, 29 ff, 33 ff., 167

[31] „Wahrnehmen ist primär pathisch, d.h. leibliches Empfinden. Nach und nach erlernen wir die 'Bedeutung' dieser Empfindungen, d.h. wir richten uns *durch sie hindurch* auf die Gegenstände. *Die pathischen Empfindungen des Leibes werden in gnostische Wahrnehmungen übersetzt.* Das pathische Moment bleibt zwar latent erhalten; aber die Gestalt, der Sinn und die Bedeutung, die das Gesehene, Gehörte oder Getastete hat, ist nun bestimmt durch die angesammelte Erfahrung; ‚man sieht, was man weiß'(Goethe)." (Fuchs, 2000, 329)

[32] Fuchs, 2000, 167 - 172, Begriffsgeschichtlich kann man die Coenästhesie hier zuordnen. Von dieser partizipatorischen Wirklichkeit aus werden Leibempfindungen, die sonst der 'Einbildungskraft' zugeschrieben wurden verständlich. (Fuchs, 2000,38)

[33] Böhme,G., 1995, 2001

[34] Schmitz, 1995, 143, Böhme, 1995,85 ff, 2001, 87ff, Fuchs, 2000, 168 ff

[35] Sie werden auch als ‚*Bewegungssuggestionen*' bezeichnet. (Vgl. auch Schmitz, 1995, 141 ff, Fuchs, 2000, 77, 170 ff)

[36] „Physiognomie ist das für ein Lebewesen charakteristische äußere Erscheinungsbild, besonders die Gesichtszüge eines Menschen" (Brockhaus,Bd.17, 1992,147) Eine Bemerkung Kandinskys zu Anton Azbe zeigt, dass pathische Vermögen auch in der entwickelten intermodalen *Beobachtung*: *„Er hatte scheinbar ein sehr unglückliches Leben. Man konnte ihn lachen hören, aber nie sehen: seine Mundwinkel hoben sich kaum, die Augen blieben immer traurig."* (RB, 45)(Vgl. auch Schnakenburg, 1994)

Physiognomie als Ausdruckswahrnehmung meint, dass die Dinge und die Welt in Atmosphären und Anmutungen als Ausdruck erfahren werden: eine düster-bedrohliche Schlucht oder ein einladendes Gartenrestaurant nehmen wir physiognomisch, als Ausdruck, wahr.[37] In diesem Sinne von Anmutung ist Physiognomisches Sehen auch mit der Erfahrung des *Angesehen-Seins* verbunden. Im Kontext der Künste hat Rilke sie in ‚Archaïscher Torso Apollos' dichterisch formuliert.[38] Kandinsky schildert diese Erfahrung im Alltäglichen. Hier sind es nicht *nur die bedichteten Sterne*, sondern ebenso *ein auf der Straße aus der Pfütze blickender geduldiger weißer Hosenknopf* u.a., die ihn anschauen. Gerade die physiognomische Dimension des Pathischen als Angesehen-Sein wird für ihn zur befreienden Lösung in seiner künstlerischen Suche.[39]

Später hat er das Pathische als alltägliches, gleichwohl zu erforschendes, Erleben dargestellt. Er unterscheidet *„die Fähigkeit, ‚die Straße' bloß durch die ‚Glasscheibe' zu beobachten"* von der pathischen Erlebnisform als Fähigkeit des *„Sichindiestraßebegebens. Das offene Auge und das offene Ohr führen die geringsten Erschütterungen zu großen Erlebnissen. Von allen Seiten strömen Stimmen zu, und die Welt klingt. Wie ein Forscher, der sich in neue, unbekannte Länder vertieft, macht man Entdeckungen im ‚Alltäglichen', und die sonst stumme Umgebung fängt an, eine immer deutlichere Sprache zu sprechen. So werden die toten Zeichen zu lebenden Symbolen, und so wird das Tote lebendig."*[40]

Diese partizipatorische Dimension reflektiert Böhme im Kontext der ‚Ethik des Pathischen', in der er Souveränität von Autonomie unter-

[37] Böhme,G. (1995, 99ff, 2001, 101fff,) Fuchs (2000, 171f, 195ff) „Freilich ist alles leibliche Spüren von Atmosphären keine materiale Sinneswahrnehmung, sondern Ausdruckserfassung durch synästhetische leibliche Resonanz. Die einzelnen Sinne tragen nur bei zu dieser Empfindung, sie machen sie nicht aus. Der 'siebte Sinn' für Atmosphären ist der coenästhetische oder der *sensus communis* des Leibes selbst." (Fuchs, 2000, 214)

[38] Archaïscher Torso Apollos(1908) (Rilke,1966, 313) Die hierin erscheinende Erfahrung, ist zwischen Mythos, Kunst und Religion reflektiert worden. Kerenyi hat sie als Erfahrung des Mythos interpretiert (Kerenyi 1978, 290/291, 293 ff.). G. und H. Böhme haben sie im Begriff Atmosphäre und als Erfahrung von Kunst gezeigt (G. Böhme,1985, 195/6, H. Böhme,1988, 252) Sloterdijk erörtert sie auch als religiöse Erfahrung.(2009, 44/45)

[39] RB,12

[40] PLF,1973, 22/3

scheidet. Souveränität meint hier, pathische Existenz-weisen wie Befindlichkeiten, Anmutungen u. a. ernst zu nehmen „weil sie es sind, die ... eine authentische Partizipation an den anderen Menschen und den natürlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ermöglichen.“[41] Es ist also das ‚Bewusstsein‘ der Partizipation, welche den souveränen vom autonomen Menschen unterscheidet, - ein für Ästhetik und Sozialität konstitutiver Zusammenhang.[42] So geht es im Begriff des Pathischen um das, was verbindet, um Ähnlichkeit als Identität in der Differenz.

Obgleich doch dieses Vermögen vorsprachlicher Art ist, kann es, wie die Rede Kandinskys selbst zeigt, auch in der Sprache erscheinen, als Metapher.[43] Wenn wir etwa sagen, dass beim Anblick von X die Sonne aufgeht, oder beim Erscheinen von Y die Milch sauer wird, oder die Situation in einer Gruppe mit Spannung ‚bis zum Zerreißen‘ geladen ist, dann operieren wir auch sprachlich im Feld des Impliziten. Insofern wäre metaphorische Sprache „nicht nur eine Möglichkeit, sondern ein *Erfordernis*, um das Implizite und Ausdruckshafte bestmöglichst darzustellen“.[44]

Ästhetische Produktion: Erkenntnis im Vollzug

Implizites Wissen ist für alle Formen ästhetischer *Produktion* konstitutiv. Das macht z.B. der Theaterregisseur Peter Brook deutlich: „Wenn ich an einem Stück zu arbeiten beginne, gehe ich von einer formlosen, dunklen Ahnung aus, die wie ein Geruch, eine Farbe, ein

[41] Böhme,G. 2008, 193/4

[42] Böhme,G. 1985, 205, Der Begriff des Pathischen, ist auch in die kulturwissenschaftlich-ästhetische Diskussion eingegangen. (Vgl. z.B. Busch/Därmann, 2007, Sabisch, 2007, Hasse 2007, Bernhard, 2008, Oberhaus, 2010)

[43] Stern spricht von der Metapher als einer *vor* Symbolbildung und Sprache verorteten, Form der Kognition. Er bezieht sich auf Autoren der kognitiven Linguistik, welche „die Metapher nicht lediglich als eine rhetorische Figur betrachten, sondern als eine primäre Form der Kognition (vor Symbolbildung und Sprache), die unterschiedliche Erfahrungsbereiche einschließlich Vergangenheit und Gegenwart miteinander verbindet. Die Sprache kann sich dieser Verbindungen später bedienen und sie in sprachliche Metaphern übersetzen.“(Stern 2005, 205) V*orsprachlich Ähnlichkeit* kann also in der Sprache *erscheinen*.

[44] Dies bemerkt Seewald anläßlich der Sprache Merleau-Pontys.(Seewald, 1992, 124)

Schatten ist"…Man muß...dem Gespür folgen bis zu dem Augenblick, da die Form sich zeigt...Im Französischen nennt man es ein présentiment, eine Vorahnung ...Man braucht Mut die formlose Spur solange zu verfolgen, bis sich die richtige Form einstellt."[45] Schmitz' Kunsttheorie beschreibt diese Vorgang in anderen Worten: „Das was man am Kunstwerk ‚die Konzeption' zu nennen pflegt - das intuitive, die Ausführung leitende Vorauswissen des zu Gestaltenden - ist...ein Wissen des eigenen Leibes, um die sich anbahnende Bewegung...in ein sicht-, hör- und tastbares Medium".[46] Merleau-Ponty sprach von der Ausdrucksgeste der Malerei und nannte ihr ‚Vorauswissen' ‚Sinn im Entstehen'.[47]

‚Vorahnung', ‚Vorauswissen', ‚Sinn im Entstehen', - es geht also um ein Wissen dessen, was explizit noch nicht gewusst werden kann, weil es sich erst durch das Gestalten realisiert - eben als Erkenntnis im Vollzug. Wassily Kandinsky, war mit solchen Prozessen schon in Kindertagen vertraut. Ihm war dieses , Vorauswissen' selbst Ankündigung der Gestaltung. Er spricht von der *„inneren Spannung, die eine Verkörperung verspricht...., die etwas Unverständliches von einem verlangt"* und *„ daß das Zeichnen diesen Zustand löschte, d.h. daß es mich außer Zeit und Raum leben ließ, so daß ich auch mich selbst nicht mehr fühlte."* [48] Nachdrücklich betont er, dass dieses Gestaltungswissen *von selbst* geschieht: *„Alle Formen, die ich je brauchte, kamen ‚von selbst', sie stellten sich fertig vor meine Augen ... oder sie bildeten sich schon während der Arbeit, oft für mich selbst überraschend."*[49] Programmatisch formuliert er dieses implizite Wissen als *‚innere Notwendigkeit'*.[50] So zeigt sich Kandinskys Kunst aus ‚innerer Notwendigkeit'[51] als die vom Pathischen *geleitete* Intentionalität.

---

[45] Brook, zit. nach Betzler,1995, 192

[46] Schmitz, 1987, 76, Schmitz hebt im Folgenden noch einmal das Moment der Bewegung hervor: „Das Kunstwerk ist also eine objektivierte, vom leiblichen Befinden inspirierte Gebärde, eine in feste Form geronnener Tanz." (ebd. 77).

[47] Merleau-Ponty, 1984, 100

[48] RB, 16

[49] RB, 21

[50] So spricht er davon, die „Kunstfrage ausschließlich auf der Basis der inneren Notwendigkeit zu lösen". (RB, 25)

[51] Vgl. z.B. GK, 78/79, RB, 25, 45, Hahl-Koch, 1993, 142, Grohmann, 1999, 37/38, 40,43, Reifenscheid (Hg.) 2000

Die partizipatorische Qualität der pathischen Grundschicht erscheint im Gestaltungsvorgang häufiger als Erfahrung der Einheit von Subjekt und Objekt. Kandinsky benennt sie im Verhältnis zum Bild selbst wenn er sagt, dass während der Arbeit die Grundfläche des Bildes „noch vollkommen mit dem Künstler zusammenhängt, von ihm noch nicht losgelöst ist“.[52]

Cézanne hat diese Einheit im Hinblick auf den darzustellenden ‚Gegenstand‘ zum Ausdruck gebracht: „Die Landschaft... denkt sich in mir, ich bin ihr Bewußtsein.“[53] Georgia O’Keeffe sagt: „Wenn ich male, dann bin ich der Baum.“[54]

Solche Erfahrungen sind kein Privileg ‘berühmter Künstler’. Vielmehr sind sie den Prozessen ästhetischer Produktion selbst eigen, so auch denen unserer Studierenden. Eine Studentin erinnert sich an die Entstehung ihres Objektbildes „Mein Bild ließ sich für mich nicht getrennt von mir betrachten.“ Doris Kirschner-Hamer erlebt diese Einheit als Farb-Stimmung: „...ja man kann sagen, ich bin diese Farbstimmung.“ Sie beschreibt den Malvorgang als „Zustand des ‚Eins-Seins‘“ mit dem Bild, aus dem sie sich allmählich löst. Dann betrachtet sie „das Bild als einen Teil von mir, der nun vor mir liegt“. Jutta Handke wiederum erlebt diese Einheit im Nachklang: „Wenn das Bild für mich fertig ist, fühle ich mich verbunden mit dem Ganzen dieser Welt“.
Die Eigendynamik des ‘von Selbst’ im Gestalten formuliert Carolin Balster. Sie schildert, wie „die Themen immer ein Eigenleben zu entwickeln“ scheinen. „Stimmungen übertragen sich auf das Weiß und verselbstständigen sich.....Zeit existiert nicht mehr.“ [55]
Solche Erfahrungen reflektiert Böhme als Verschwinden des ‚Ich‘ wenn wir z. B. „ganz an eine Arbeit, an ein Werk hingegeben sind..... Die für die normale Realität konstitutive Trennung von Ich und Ding,

[52] PLF, 136, Viktor v.Weizsäcker spricht hier von Kohärenz, die der Subjekt-Objekt-Trennung, vorausliegt. (Weizsäcker, 1986, 89, 116). Die nachträgliche Subjekt-Objekt-Trennung ist ein eigener Vorgang. (Vgl. Schnakenburg, 1994, 234-238)
[53] zit.n. Merleau-Ponty, 1994, 49
[54] Bry, in: Bry/Callaway (Hg.) 1989, 104
[55] in: Schnakenburg (Hg.) 2002, 97, 87, 107, Diese Einheit, so meine Beobachtung, löst sich erst nach einiger Zeit.

von Ich und Welt, ist hier durch die Hingabe an eine Seite verschwunden.“[56]

Wenn Kandinsky vom Zeichnen sagt, daß es mich außer Zeit und Raum leben ließ, so daß ich auch mich selbst nicht mehr fühlte“[57], so beschreibt er, wie auch Carolin Balster, über das Verschwinden des Ich hinaus, eine der drei das Ich konstituierenden Trennungen, der Zeit.[58]

Solche Zustände kann man als Kontakt zum Selbst[59] beschreiben. Insofern geschehen die Vorgänge im Gestalten, ‚von selbst‘, wie Kandinsky sagte, ‚selbst-verständlich‘, denn durch das Gestalten wird implizit verstanden, nicht zuletzt die ursprüngliche Partizipation selbst.

So ist das Gestalten ein Weg, zur präreflexiven Einheit vor den Trennungen des Ich zu gelangen, - ohne es doch zu verlieren, denn Gestalten ist die vom Pathischen *geleitete* Intentionalität.

[56] Böhme G., 1985, 212
[57] RB,16
[58] Die für das alltägliche Bewusstsein konstitutiven Typen der Trennung: Die zeitlichen Ekstasen, die von Ich und Nicht -Ich und die Unterscheidung von Ding (oder Zeichen) und Bedeutung. (Böhme,G.,1985, 209/10) Zum *ersten* Typ, der zeitlichen Ekstase, gehört, dass durch Absichten das Bewußtsein bei Zukünftigem und deshalb nicht in der Gegenwart ist.
[59] Merleau-Ponty betonte die Transzendenz des Selbst: „Das Selbst ist nicht zu begreifen als Nichts oder als Etwas, sondern als Einheit des Überschreitens oder Übergreifens in Entsprechung zum ‘Ding’ und zur ‘Welt’“ (Merleau-Ponty,1986, 257).Böhme weist dessen verschiedene ‚Namen‘ auf: „Man kann es mit Plato *Weltseele*, mit der Zenlehre *Es* und mit der Psychoanalyse *Selbst“* (Böhme, 1985, 215) nennen.

2. Implizites Gedächtnis: Bild und Text

Implizites Gedächtnis

Wir haben bisher vom impliziten Wissen im Gegensatz zum expliziten Wissen gesprochen. Diesen verschiedenen Wissensformen entsprechen verschiedene Gedächtnisformen.[60] Explizites Gedächtnis meint, dass wir kognitiv wissen, wann wir z. B. eingeschult wurden und dieses Wissen auch abrufen können. Implizites Gedächtnis hingegen, geschieht ‚von selbst' in auftauchenden Erinnerungen, die durch Ähnlichkeiten[61] verschiedenster Art verbunden sind.
- Zu diesem Auftauchen gehört ein Gefühl von Vertrautheit und Bekanntheit
- und in diesem Moment fallen Vergangenheit und Gegenwart im Erleben zusammen.
- Die Bindeglieder der verschiedenen Zeitebenen, die selbst ganz unbewusst bleiben können, sind „Ähnlichkeiten von Gestalt, Ausdruck, Rhythmus oder anderen Qualitäten"[62] wie Farben, Stimmungen, Atmosphären[63] u.a.
Am intensivsten wird das implizite Gedächtnis im Déjà-vu- oder Déjà-vécu Erleben erfahren.[64] Es realisiert sich aber auch in weniger intensiven Formen. Vielleicht ist es der Anklang an einen alten Hit...und auf einmal es wieder da, - wie ich damals erlebte, verliebt war. Schon lange habe ich nicht mehr daran gedacht und plötzlich erlebe ich *Damals* im *Jetzt*. Das implizite Gedächtnis *re-präsentiert* nicht Vergangenheit, sondern *präsentiert* sie, macht sie *gegenwärtig*.[65]
Es liegt nahe, dass, wenn die Künste aus dem impliziten Wissen heraus arbeiten, auch das implizite Gedächtnis in ihnen auftaucht. Wir

[60] Fuchs, 2008, 37- 64
[61] Solche Ähnlichkeiten sind keine Assoziationen. (Fuchs, 2000, 324, Stern, 1992, 82)
[62] Fuchs, 2008, 53
[63] Fuchs, 2000, 321, Bollnow hat bereits Stimmung als eine solche Ähnlichkeit erkannt. (Vgl. Bollnow, in: Ciompi, 2005, 199)
[64] Fuchs, 2000, 321, Stern, 1992, 82
[65] Stern formuliert dieses Zeitverhältnis als ‚multitemporaler Präsentationen, die großteils im impliziten Bereich in nichtlinearen und nichtkausalen Prozessen verarbeitet werden.(Stern 2005, 219/220)

finden seine Darstellung und Reflexion z.B. im Werk Marcel Prousts (1871-1922) ‚Auf der Suche nach der verlorenen Zeit'. Eine Szene dieser Suche ist zum Inbegriff der ‚mémoire involontaire' geworden. Hier rufen Duft und Geschmack eines in Tee getunkten Gebäcks, der ‚Madeleine', im Erzähler eine Kaskade von Erinnerungen wach, die sich zur Erinnerung an die Umgebung, der Stadt und der Menschen ausweiten.[66]

Auch in anderen Kunstformen, z.B. bei Kabakov[67] kann das implizite Gedächtnis erscheinen.

Im Folgenden soll es in der Beziehung zwischen Kandinskys Bild der ‚Dame in Moskau', das im Mai 1912 entstand, und dem autobiografischen Text des ‚Rückblick', den er ein Jahr später im Juni 1913 fertig stellte, gezeigt werden.[68]

[66] Proust, 2004, 67 ff, Ob das Werk Prousts durch seine Therapie bei Paul Sollier beeinflusst wurde, ist eine offene Frage. Sollier hatte die „unwillkürlichen Erinnerungen" zum Therapieansatz ausgearbeitet. (Bogousslavsky/Walusinski, 2009, 1905)

[67] Kabakov bemerkt zum Ursprung seiner 2004-2006 entstandenen Bilder-Serie *Unter dem Schnee*, die Szenenfragmente in weißem Grund, wie in Löchern im Schnee, zeigt: „Mich hat die Idee der Löcher im Schnee durch die Assoziation mit einem anderen Schleier gereizt - mit den Wolken. Wenn man im Flugzeug fliegt und bei der Landung durch die Löcher in den Wolken Erdflecken unter sich sieht, schießen einem alle möglichen Assoziationen durch den Kopf, die mit etwas Vergangenem, Vertrautem, Bekanntem, aber unendlich Fernen verbunden sind." (ebd.13/14) Dieser Erfahrung kommt offenbar ein anderes implizites Wissen und/oder Gedächtnis im Gestalten selbst entgegen: „Diese Serie findet eine unerwartete Analogie in den älteren ‚weißen Gemälden' aus den Jahren 1977-1978 ...die entstanden, als ich noch in Moskau lebte."(Kabakov,2007,11)

[68] Der Text entstand 1913 anläßlich eine Monografie über Kandinsky für die Kandinsky einen längeren Beitrag *Rückblick 1901-13'* schrieb.(Grote, RB,5) Welche Bedeutung Kandinsky dem *Rückblick* beimass zeigt sich darin, dass er auf dessen Basis seine Autobiographie weiterschreiben wollte. (Brief an Grohmann. 1929, in: Ackermann,1995, 83)

Zur Biografie Kandinskys[69] und zum Bildkontext

1866 wird Wassily Kandinsky am 4. Dezember in Moskau geboren. Sein Vater, Wassily Silvestrovic Kandinsky, Direktor einer Teehandelsgesellschaft, stammt aus Ostsibirien, seine Mutter, Lydia geb. Tichieeva, aus Moskau.

1869 nehmen ihn die Eltern den kleinen Wassily auf eine Italienreise mit.

1871 zieht die Familie nach Odessa in Südrussland. Hier lassen sich seine Eltern scheiden. Wassily, etwa 5 Jahre alt, bleibt beim Vater. Seine Erziehung wird der Schwester seiner Mutter, Elisabeth Tichieeva, anvertraut.

[69] Vgl. Riedl, 2001, 141 f, Hahl-Koch,1993, 391-393

Bildkontext Moskau

Abb.2: Kandinsky, Wassily Impression II Moskau
© VG Bild-Kunst, Bonn 2011

Abb.3 Kandinsky, Wassily Dame in Moskau
© VG Bild-Kunst, Bonn 2011

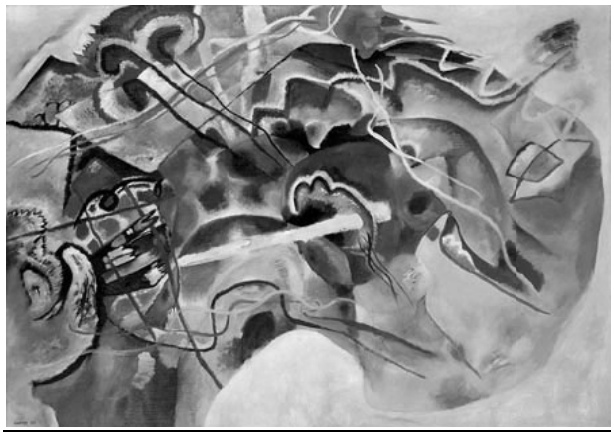


Abb.4: Kandinsky, Wassily Bild mit weißem Rand
© VG Bild-Kunst, Bonn 2011

Ein großes Bild, *Impression II (Moskau)*, stammt aus dem Jahr 1911. Das Bild zeigt das Bemühen um Lösung vom Gegenstand. Gleichwohl sind eine Dame im Profil und Moskauer Motive erkennbar. Es ist, kurz nach Kandinskys Wiederkehr aus Moskau 1910 nach achtjähriger Abwesenheit entstanden. Diese Eindrücke haben ihn sehr bewegt. In dieser Zeit *„ging ich wie im Traum herum. Jeder mir so viele Jahre bekannte Turm, Kuppe, Stein sagten mir geheimnisvolle Sachen.“* [70] Dieses *Geheimnisvolle* ist das implizite Gedächtnis, denn die Atmosphären vertrauter Plätze können die Vergangenheit in uns wiedererwecken.[71]
Es folgt das von zwei Studien vorbereitete Bild vom Mai 1912, *Dame in Moskau*, auch genannt *die Moskowitin*. Hierin verarbeitet Kandinsky keine direkten Eindrücke sondern Erinnerungen. Grohmann nennt es eine „russische Reminiszenz“.[72]

1913 entsteht ein durch viele Studien[73] vorbereitetes, „*Bild mit weißem Rand*“, in welchem die Abstraktion weitgehend realisiert ist. Von diesem Bild spricht er als dem Resultat der „*sehr starken Erlebnisse in Moskau“...richtiger gesagt - von Moskau selbst“*.[74]

Betrachtet man diese drei Bilder zum Thema Moskau, so kann man sie als Verdichtung seiner Entwicklung zur Abstraktion sehen. Unter diesem Aspekt wird - weiter unten - noch zu fragen sein, warum das Bild der ‚Dame in Moskau‘ so ‚gegenständlich‘ ist.

[70] Den Text zu diesem Bild vom Januar 1911 schreibt er am 20.12. 1911 (GS, 2007, 441)
[71] Fuchs, 2000, 321, Sie sind, sogar als „vertraute und gewohnte Außenwelt, Teil unserer Leiblichkeit.“ (ebd. 325)
[72] Grohmann, 1961, 107/8 Reminiszenz bedeutet „Erinnerung von einer gewissen Bedeutsamkeit; Anklang an früher Erfahrenes, Ähnlichkeit“. (Brockhaus, Bd. 18, 1992, 280) Zur diesem Bild gibt es keinen Kommentar.
[73] Barnett, 1995, 422 - 430
[74] Im Rückblick selbst gibt es einen eigenen Text zu diesem Bild (RB, 41-43)

Das Bild ‚Dame in Moskau' 1912

In diesem Bild finden sich nun wesentliche Erinnerungsgestalten wieder, mit denen der 1913 veröffentlichte ‚Rückblick' beginnt. Sie werden von Kandinsky jedoch nicht in Verbindung mit dem Bild gebracht.

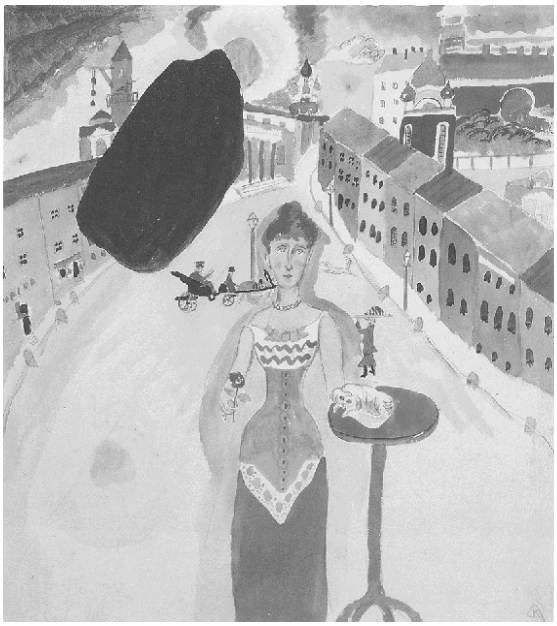


Abb. 5 Kandinsky, Wassily
Aquarell Dame in Moskau
© VG Bild-Kunst, Bonn 2011

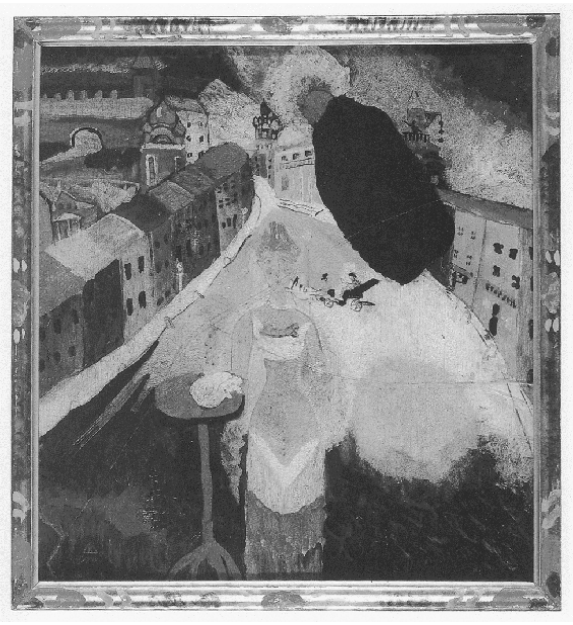


Abb. 6 Kandinsky, Wassily
Hinterglasbild Dame in Moskau
© VG Bild-Kunst, Bonn 2011

Zwei Entwürfe, ein Aquarell und ein, die Seiten verkehrendes, Hinterglasbild, bereiten das 109,5 x 109,3 cm große Ölbild vor.[75]

[75] Vgl. auch zwei Bilder im gleichen Verfahren und Zeitraum (Barnett, 1995,382/3 *Abb. 437,438*).

Abb.7: Kandinsky, Wassily Ölbild Dame in Moskau
© VG Bild-Kunst, Bonn 2011

Fragen wir zunächst: Was von dem, was man sieht, ist benennbar und identifizierbar?
Im Hintergrund links erkennt man die rote Kreml-Mauer. Am Ende der Straße sieht man eine an die Basiliuskathedrale erinnernde Kirche und noch weiter im Hintergrund, wie zwischen Himmel und Erde, erheben sich, weißer Unterbau und die goldgelben Kuppeln der Kreml-

kirchen auf weißen Mauern. Ferner ist die Strasse identifizierbar. Okhotny Ryad[76], im Zentrum Moskaus, war eine Strasse mit vielen Restaurants, weshalb sie auch Moskaus ‚Bauch' genannt wurde. Im Speisenträger, links im Bild, verdichtet sich dieser Zusammenhang.

Ansichtspostkarte: Okhotny Ryad um 1907

Auf einer Ansichtspostkarte von Okhotny Ryad um 1907[77], sieht man fahrende Droschken mit Pferden und Krummholz, während in der Mitte, neben den Schienen der Straßenbahn, die Droschkenpferde offenbar unbeeindruckt vom Lärm der Straßenbahnen und Menschen warten. Fülle, Bewegung und Geräusch bestimmen den Eindruck dieses Straßenbildes. Demgegenüber wirkt der Raum der Strasse im Bild eher leer. Er fungiert als Darstellungsraum ‚sich kreuzender', auftauchender Erinnerungen mit je spezifischer, eigener Räumlichkeit.
So scheint etwa die Moskowitin, die, wie der Stehtisch zeigt, einem Innenraum zugehört, als eigene Szene aus dunklen Tiefen, eingehüllt in die atmosphärische Räumlichkeit ihrer bläulich-grünen Aura, aufzutauchen. Durch den Farbkontrast der Aura zur Moskowitin wird die zinnoberrote Wärme ihrer Farben intensiviert, die sich in der sanft schützenden, linkshändigen Berührung des Hündchens als Handlung konkretisiert. In ihrer rechten Hand hält sie eine karminrote Rose.

[76] Am 2. November 1912 schickte Kandinsky „Gabriele Münter eine Ansichtskarte mit der Moskauer Straße Okhotny riad, ‚die Straße meiner Damen in Moskau' ". (Kleine, 1998, 426)
[77] Vgl. http://tram.ruz.net/history/history.htm (17. 12. 2008)

Möglicherweise ist sie als die mit Kandinsky befreundete Moskowitin Bjena Bogajéwska identifizierbar.[78]
Die schwarze Kutsche hat, wie Fahrtrichtung und Laternen zeigen, ebenfalls einen eigenen Raum. Im Kontext der großen Straße machen diese keinen funktionalen Sinn.
Schließlich fallen zwei weiter Phänomene ins Auge, die keinem dieser Räume angehören: der in Karminrot mit Weiß gemischte Farbwirbel und der Schwarze Fleck darüber. Hier hilft uns die Frage nach Identifizierungen nicht weiter. Wir können jedoch nach *Relationen* fragen: Welche Beziehungen entstehen im Bild?
Ich greife exemplarisch zwei Farbrelationen heraus: Der Farbwirbel, ohne jede Gegenständlichkeit, nimmt in etwa Farbe und Gestalt der Rose in der rechten Hand der Moskowitin, aufgehellt und vergrößert, auf. Analog hat der Schwarze Fleck eine gegenständlich farbige Entsprechung, die schwarze Kutsche, ja er kann als deren ‚Emanation' gesehen werden. Diese Relation von Gegenstand und eigenständiger Farbe findet sich im Text Kandinskys wieder.[79]

Die ersten drei Erinnerungen

Farbe: In der ersten - bis ins dritte Lebensjahr zurückgehenden - Erinnerung, schildert er das Erleben der Farbe als eigene Qualität, die stärker ist, als deren Bindung an die Gegenstände: „*Die ersten Farben, die einen starken Eindruck auf mich gemacht haben, waren hell saftig grün, weiß, karminrot, schwarz und ockergelb. ...Diese Farben habe ich an verschiedenen Gegenständen gesehen, die, nicht mehr so klar wie die Farben selbst, heute vor meinen Augen stehen*"[80]. Analog können wir die Relationen*: Kutsche-Schwarzer Fleck* und die von *Rose-Farbwirbel* sehen. Die Farbe erscheint hier *unabhängig* von den Gegenständen.

[78] Vgl. zu dieser Frage Kleine(1998, 429) und Hahl-Koch (1993,107-109)
[79] Zur Deutung dieses Phänomens auf dem Hintergrund Theosophie/Anthroposophie Vgl. Ringbom, in: Zweite (1982) 85 - 101, Da hier ein anderer Ansatz mit dem Schwerpunkt Leibgedächtnis vorgeschlagen wird, vernachlässige ich diese Diskussion.
[80] RB, 9, Diese eigene Wirklichkeit der Farben bleibt für ihn auch weiterhin bestimmend. (Vgl. z.B. RB, 21, 38)

Kutscher-Steckenpferd[81] Der zweiten Szene im Text entspricht im Bild der Kutscher sowie die Farbveränderung des Pferdes im Bildprozess vom Falben zum Schimmel. Im Text erscheint sie in der Entwicklung vom *Braungelb der äußeren Rinde* zum *Elfenbeinweiß* des inneren *Holzes* des Steckenpferdes. Die Betonung von Geruch und Geschmack - *feuchtduftend und zum Lecken verlockend* - macht das synästhetische Erleben selbst zum Thema der Erinnerung und korrespondiert dem Ort des Bildes, die Restaurantstraße, Okotny Ryad.
Rose: Die dritte Erinnerung, auch aus dem dritten Lebensjahr, macht erneut, jedoch in anderer Weise, das Erleben der Farbe zum Thema. *„Es scheint mir, daß meine Großeltern kurz vor der Abreise meiner Eltern nach Italien...in eine neue Wohnung zogen, ...In einem ...Zimmer hing ganz allein eine Wanduhr. Ich stand ganz allein davor und genoß das Weiße des Zifferblattes und das Karminrote der darauf gemalten Rose“*.[82] Die *Rose* der Uhr finden wir im Bild in der *Hand* der Moskowitin. Analog zum *Genuß des Weißen und Karminroten*[83] scheint sich ihre Farbigkeit in dem rot-weißen Farbwirbel selbst zu ‚abstrahieren'.[84]

[81] „Wie alle Kinder mochte ich leidenschaftlich gerne reiten. Dazu schnitt unser Kutscher für mich an dünnen Stöcken spiralartige Streifen ein und zog im ersten Streifen die beiden Rinden des Astes ab - im zweiten nur die obere, so daß meine Pferde gewöhnlich aus drei Farben bestanden: eine braungelbe der äußeren Rinde (die ich nicht mochte und die ich gern durch eine andere ersetzt gesehen hätte), einer saftiggrünen der zweiten Schicht der Rinde (die ich ganz besonders liebte und die auch im welken Zustand noch etwas Bezauberndes hatte) und endlich aus der Farbe des elfenbeinweißen Holzes (das feuchtduftend und zum Lecken verlockend war, aber bald traurig welk, trocken wurde, was mir die Freude an diesem Weiß von vornherein verdarb).“(RB, 9)

[82] RB, 9

[83] Karminrot ist - im Vergleich zu z.B. Zinnoberrot - kühler.

[84] Man kann das implizite Gedächtnis hier im Malprozess selbst beobachten. Es scheint sich sogar gegen ein anderes *geplantes* Konzept durchzusetzen. Im ersten Entwurf sieht man hinten, am ‚Ziel' der Straße, eine blassrosa Fläche, mit einem rosaroten Aquarellpunkt im Zentrum. Eine kaum sichtbare Bleistiftstlinie verbindet das ‚rosa Herz' vorne mit diesem Punkt, so dass diese Verbindung ursprünglich beabsichtigt erscheint. (Eine zweite Beistiftlinie verbindet Rose und ‚Basiliuskirche'.) Dieses Konzept hat sich nicht realisiert. Hier drängt gemäß der ‚inneren Notwendigkeit' und *gegen* beabsichtigte Konzepte, die implizite Erinnerung an den *‚Genuss des Weiß und Karminrot'* in den Vordergrund.

Die vierte Erinnerung: Schwarze Kutsche

Die vierte Erinnerung, wieder aus dem dritten Lebensjahr, gehört zur Italienreise. Kandinsky erzählt, wie „ganz Italien sich in....schwarze Eindrücke färbt; Ich fahre mit meiner Mutter in einer schwarzen Kutsche über eine Brücke...: ich wurde in Florenz in einen Kindergarten gebracht". Auch die schwarze Kutsche finden wir im Bild. Die Schwärze, welche der folgenden Text mit schwarzem Wasser, schwarzem Boot und schwarzem Kasten[85] intensiviert, wird zum Analogon eines Zustands: Verlassensein vom Vertrauten, der Mutter, in fremder Umgebung mit fremden Menschen und fremder Sprache, - für einen Dreijährigen sicher ängstigend.
Mit dem Wechsel nach Odessa wird dieser Zustand der ‚Erfahrung von Schwarz' wieder aufgetaucht sein. Vergegenwärtigt man sich, wie es einem 5-jährigen Kind geht, das im zeitlich engen Zusammenhang die vertraute Lebenswelt Moskau verliert und kurz danach die, von Kandinsky nicht erwähnte, Trennung der Eltern[86] erlebt, so wird der Schwarze Fleck zum ‚Zeitschacht'. Er öffnet dem jetzt 46-jährigen Mann das Erleben des Kindes, die Atmosphäre erlebter Abwesenheit, die sich an Szenen und Gegenstände heftet, diese ‚einfärbt' und nun als im Leibgedächtnis gespeicherte ungegenständliche Atmosphäre erscheint.
Solche Zustände von Schwarz hat Kandinsky auch später erlebt.[87] Eine andere Erinnerung, offenbar die früheste („als ganz kleines Kind") Erinnerung an das Malen selbst, die Schwarz und Alleinsein mit dem Malen eines Schimmels verknüpft[88], wird von Kandinsky autobiogra-

[85] „Und noch einmal Schwarz - Stufen ins schwarze Wasser, darauf ein schreckliches schwarzes langes Boot mit einem schwarzen Kasten in der Mitte: wir steigen nachts in eine Gondel." (RB, 10)
[86] Der Scheidungsschock wird durch den täglichen Besuch der Mutter abgemildert (Hahl-Koch, 1993, 23)
[87] In einem Brief an Münter (30.10. 1902) spricht er vom „Schwarz-Werden der Gedanken"(Kleine,161). 1910 erinnert er sie an diese ‚Schwärzen':„Vergiß nicht die Jahre, wo die ganze Welt,...für mich wie eine bodenlose Schwärze waren, mir wie schwarze Mauern vorkamen, die mich lebendig begraben haben" (Eichner,1957, 169,). Der ‚Schwarze Fleck' erscheint auch in anderen Werken Kandinskys, so z. B. in Der Gelbe Klang 1912 (in: dBR, 219), und den Bildern ‚Schwarzen Fleck' von 1912 und 1921.
[88] „Als ganz kleines Kind tuschte ich einen scheckigen Schimmel mit Wasserfarben an".....„alles war fertig bis auf die Hufe. Meine Tante, die mir beim Malen half, mußte aus-

fisch gedeutet: „später kostete es mich eine ordentliche Seelenangst, reines Schwarz auf die Leinwand zu bringen. Solch ein Unglück des Kindes wirft einen langen, langen (düsteren) Schatten durch viele Jahre des weiteren Lebens.“ [89]

Die fünfte Erinnerung: Der Schimmel als Leibgedächtnis

Im Zentrum des Bildes, die vertikale Mittelachse des Bildes kreuzend, erscheint der Schimmel. Seine, in der Bildfolge konstant zentrale Position im Ausstrahlungsbereich der Moskowitin, verleiht ihm besonderes Gewicht. Dem entspricht die *5. Erinnerung*, in der durch den Schimmel das implizite Gedächtnis selbst erinnert wird.[90]
Kandinsky schildert dies Erlebnis aus dem Beginn (1896) der Münchener Zeit. Hier stiftet ein realer Schimmel die Verbindung zu einer Kindheitsszene mit einem „*scheckigen Schimmel in einem Pferderennspiel, den ich und meine Tante…ganz besonders liebten*“. Zum realen Schimmel heißt es: *„Ich blieb stehen und verfolgte ihn lange mit den Augen. Und ein halb unbewußtes, aber sonniges Versprechen rührte sich in meinem Herzen. Er machte den kleinen Bleischimmel in mir lebendig und knüpfte München an meine Kinderjahre. Dieser scheckige Schimmel machte mich plötzlich in München heimisch.“*

gehen und empfahl mir, mit den Hufen auf ihr Zurückkommen zu warten.....Ich dachte, wenn ich die Hufe recht schwarz mache, so sind sie doch sicher vollkommen naturgetreu. Ich nahm soviel Schwarz auf den Pinsel, wie ich nur konnte. Einen Augenblick - und ich sah vier schwarze, dem Papier ganz fremde ekelhafte häßliche Flecken an den Füßen des Schimmels. Ich fühlte mich verzweifelt und grausam bestraft!“ (RB,16/17)

[89] RB, 17

[90] „Es war ein scheckiger Schimmel (mit Ockergelb im Körper und hellgelber Mähne) in einem Pferderennspiel, den ich und meine Tante ganz besonders liebten. Hier wurde strenge Reihenfolge gewahrt: einmal durfte ich diesen Schimmel unter meinen Jockeys haben, einmal die Tante. Die Liebe zu solchen Pferden hat mich bis heute nicht verlassen. Es ist mit eine Freude, solch einen Schimmel in den Straßen Münchens zu sehen: er kommt jeden Sommer wieder, wenn die Straßen gesprengt werden. Er weckt in mir die lebende Sonne. Er ist unsterblich, da er in den fünfzehn Jahren, die ich ihn kenne, gar nicht gealtert ist. Es war einer meiner ersten Eindrücke, als ich vor dieser Zeit nach München übersiedelte - und der stärkste. Ich blieb stehen und verfolgte ihn lange mit den Augen. Und ein halb unbewußtes, aber sonniges Versprechen rührte sich in meinem Herzen. Er machte den kleinen Bleischimmel in mir lebendig und knüpfte München an meine Kinderjahre. Dieser scheckige Schimmel machte mich plötzlich in München heimisch.“(RB,10)

Das durch den Münchener Schimmel ausgelöste *Lebendigwerden des kleinen Bleischimmels* lässt die Zeiten zusammenfallen, transformiert Ähnlichkeit zur Vertrautheit und macht Kandinsky so *in München heimisch*.
Eine Hör-Erinnerung mit analoger Wirkung schließt hier an, unterlegt gewissermaßen die Szene: „Als Kind sprach ich sehr viel Deutsch (meine Großmutter mütterlicherseits war eine Baltin). Die deutschen Märchen, die ich als Kind so oft hörte, wurden lebendig.“[91] Sie verwandeln ihm die Münchener Umgebung zur vertrauten Welt synästhetischen Erlebens: „Die blaue Trambahn zog durch die Straßen wie verkörperte Atemluft.....Die gelben Briefkästen sangen von den Ecken ihr kanarienvogellautes Lied.“ Und diese Erfahrung öffnet ihm die Welt der Kunst: „Ich begrüßte die Aufschrift ‚Kunstmühle‘ und fühlte mich in einer Kunststadt was für mich dasselbe war wie Märchenstadt.“

Die sechste und siebte Erinnerung: Die alte Stadt und die Moskauer Stunde

Die sechste Erinnerung schildert Kandinskys Erfahrungen aus der mittelalterlichen Stadt Rothenburg ob der Tauber.[92] In dieser Szene ist die Aufhebung des Zeitgefühls, die er schon einmal, anlässlich einer früheren Skizzenfahrt in mittelalterliche Städte wahrnahm[93], konstitutiv: *„Es war eine unwirkliche Reise. Ich fühlte mich so, als ob eine Zauberkraft mich allen Naturgesetzen zuwider von Jahrhundert zu Jahrhundert immer tiefer in die Vergangenheit versetzt hätte.“* Auch in Rothenburg hat er gemalt. Die Studien sind jedoch bis auf das Bild ‚Die alte Stadt‘ verschwunden.

[91] ebd. Anzumerken ist, dass beide Szenen, des Schimmels und der deutschen Märchen, Szenen erlebter *Anwesenheit* sind.
[92] Die erste Rothenburg-Reise muss vor 1901, die zweite 1903 datiert werden. (Roethel/Hahl-Koch, 148/9)
[93] In einen Brief an A. Pappe (25.7.1900) bemerkte er, dass er *„die Zeitempfindung verloren“* habe. Er erklärte es damit, dass ihn seine Gedanken während seiner *„Skizzenfahrt in mittelalterliche Städte überwältigt haben.“* (Zimmermann II, 92)

Offenbar hat eine Ähnlichkeit der Atmosphäre des mittelalterlichen Rothenburg zu Moskau, das er bereits 1910 einmal mit Rothenburg identifizierte[94], jenes besondere Zeitgefühl des impliziten Gedächtnisses hervorgerufen, welches hier die Tönung eines Amalgams individueller und geschichtlich-kollektiver Vergangenheit in der Gegenwart annimmt. Jedenfalls wird im Text, hinter dieser Erinnerung, die Moskauer Atmosphäre auftauchen. Das Bild ‚Die alte Stadt' fungiert nun, auch über Farbe Rot[95] vermittelt, als vorlaufende Verbindung zur ‚Moskauer Stunde':*„Auch in diesem Bilde habe ich eigentlich nach einer gewissen Stunde gejagt, die immer die schönste Stunde des Moskauer Tages war und bleibt.*" [96]

Die siebte Erinnerung, die *‚Moskauer Stunde'*[97], von der wir viele Elemente im Bild wieder finden[98], setzt das pathische Erleben in synästhetischer Betonung frei. Sie ‚beschwört' eine Szene, kurz vor

---

[94] Um 1910 *identifiziert* er Moskau und Rothenburg.o.T. im Sinne einer Harmonie, die Dissonanzen *und* Konsonanzen einschließt.(GS, 2007, 438/9) Die Städte in Kandinskys Bildern zeigen häufig eine historisch-russische Stadt.(Vgl. z.B. Barnett, 1995, Abb.30,/S.59, Abb.58/S.71, Abb. 139/S.120, Abb. 44,44a/S.123, Abb.218/S.167, Abb.219/S.168/9, Abb.220/S.170, Abb. 223/S.172 (Zeitraum der Bilder 1897 -1907), Vgl. auch Mazur-Keblowski, 2000, 31-33, Abb. 1-16)

[95] ‚Die alte Stadt',,ist sonnig, und die Dächer malte ich so grellrot, wie ich damals nur konnte."(RB,11) In der Moskauer Stunde wird das Sonnenlicht „rötlich vor Anstrengung, immer rötlicher" und dann zur „rote(n) Einheitlichkeit"(RB,12) Bereits in der Improvisation II, der „Improvisation Moskau" betont er das Rot. Hier ist das „malerische Element ... auf das Rot gestimmt, welches ich als ‚Bewegung in sich' definiere."(GS,2007, 441)

[96] RB, 11, Vielleicht ist es dieser Bezug zur Moskauer Stunde, warum er dieses Bild *„für die beste Arbeit aus der Zeit"* hält, wie er am 25. 9. 1912 an Walden schreibt. (Zimmermann II, 97).

[97] „Die Sonne ist schon niedrig und hat ihre vollste Kraft erreicht, nach der sie den ganzen Tag suchte, zu der sie den ganzen Tag strebte. Nicht lange dauert dieses Bild: noch einige Minuten und das Sonnenlicht wird rötlich vor Anstrengung, immer rötlicher, erst kalt und dann immer wärmer. Die Sonne schmelzt ganz Moskau zu einem Fleck zusammen, der wie eine tolle Tuba das ganze Innere, die ganze Seele in Vibration versetzt. Nein, nicht diese rote Einheitlichkeit ist die schönste Stunde! Das ist nur der Schlußakkord der Symphonie, die jede Farbe zum höchsten Leben bringt, die ganz Moskau wie das fff eines Riesenorchesters klingen läßt und zwingt. Rosa, lila, gelbe, weiße ‚blaue, pistaziengrüne, flammendrote Häuser, Kirchen - jede ein selbständiges Lied - der rasend grüne Rasen, die tiefer brummenden Bäume, oder der mit tausend Stimmen singende Schnee, oder das Allegretto der kahlen Äste, der rote, steife, schweigsame Ring der Kremlmauer und darüber, alles überragend, wie ein Triumphgeschrei, wie ein sich vergessendes Halleluja der weiße, lange, zierlich ernste Strich des Iwan Weliky=Glockenturmes. Und auf seinem hohen, gespannten, in ewiger Sehnsucht zum Himmel ausgestreckten Halse der goldene Kopf der Kuppel, die zwischen den goldenen und bunten Sternen der anderen Kuppeln die Moskauer Sonne ist. (RB, 11/12)

[98] So z.B.: Sonne, rosa, lila, gelbe, weiße ‚blaue, pistaziengrüne, flammendrote Häuser, Kirchen, Kremlmauer, Baumartiges, goldene und bunte Kuppeln.

Sonnenuntergang, in Gestalt eines Textes, der mehr hervorbricht, als dass er beschreibt, der in furiosen synästhetischen Metaphern Atmosphäre verdichtet, in welchem die Welt und die Dinge leben. Hier wird das *Sonnenlicht rötlich vor Anstrengung* und die Sonne schmilzt *ganz Moskau zu einem Fleck zusammen, der wie eine tolle Tuba das ganze Innere, die ganze Seele in Vibration versetzt. Rosa, lila, gelbe, weiße ‚blaue, pistaziengrüne, flammendrote Häuser* und *Kirchen* verwandeln sich, synästhetisch, zu *selbständigen Liedern.* Hier singt der Schnee mit *tausend Stimmen* während *der rote, steife Ring der Kremlmauer* schweigt und *der Iwan Weliky-Glockenturm* seinen *hohen, gespannten Hals und goldene Kopf in ewiger Sehnsucht zum Himmel ausstreckt.*

Gewicht und Bedeutung dieser Erfahrung, zeigen sich am Ende der Passage in ihrer, die Biografie bestimmenden, Leit-Funktion: *„Diese Stunde zu malen dachte ich mir als das unmöglichste und höchste Glück eines Künstlers.*“[99] Und im weiteren Textverlauf wird die *‚Moskauer Stunde‘* zum Kompass seiner Suche nach vergleichbaren Erfahrungen, wie er sie in Musik und bildender Kunst[100] wieder erkennt und zum Maßstab des Malens macht.[101]

An diese Erfahrung der Moskauer Stunde schließt die, biografisch spätere, Erinnerung an die *Lösung* seines künstlerischen Problems an. Hier nimmt die Erfahrung der Moskauer Stunde als Wiederfinden des Pathischen in physiognomischer Betonung neue Gestalt an.[102]

---

[99] RB,12

[100] Zu Lohengrin-Aufführung bemerkt er: „...dass Wagner musikalisch ‚meine Stunde’ gemalt hatte.“ (RB, 15) und zu einem Bild Monets, heisst es: „dass ein kleines Teil meines Märchen=Moskau doch auf der Leinwand schon existierte.“ (ebd.)

[101] Im Studienmalen „dachte(ich) wenig an Häuser und Bäume, strich mit dem Spatel farbige Streifen und Flecken auf die Leinwand und ließ sie so stark singen, wie ich nur konnte. In mir klang die Moskauer Vorabendstunde.“ Dieser Maßstab erzeugt jedoch Unzufriedenheit: „Nachher, besonders zu Hause, immer eine tiefe Enttäuschung.“ (RB,18/19) Am Ende des Textes kehrt sie als inneres und äußeres Moskau, Ursprung seiner künstlerischen Bestrebungen und malerische Stimmgabel wieder. (RB, 34)

[102] „Diese Lösung befreite mich und öffnete mir neue Welten. Alles ‚Tote‘ er//zitterte. Nicht nur die bedichteten Sterne, Mond, Wälder, Blumen, sondern auch ein im Aschenbecher liegender Stummel, ein auf der Straße aus der Pfütze blickender geduldiger weißer Hosenknopf, ein Kalenderblatt, nach dem sich die bewußte Hand ausstreckt, die es aus der warmen Geselligkeit mit den noch im Block bleibenden Mitblättern gewaltsam herausreißt - alles zeigte mir sein Gesicht, sein innerstes Wesen, die geheime Seele, die öfter schweigt als spricht. So wurde für mich jeder ruhende und jeder bewegte Punkt (= Linie) ebenso lebendig und offenbarte mir seine Seele. Das war für mich genug, um mit meinem ganzen Wesen, mit meinen sämtli-

3. Zusammenhänge des Bewusst-Werdens

Strukturen des Erinnerns

Im Hinblick auf die ‚Gegenständlichkeit' wird, neben Kandinskys eidetischem Gedächtnis[103] vor allem das *prozedurale* Gedächtnis eingespielter sensomotorischer Abläufe[104], eine Rolle gespielt haben. Der Zusammenhang von Bewegung, Zeit und Gestalt und das Gesetz der konstanten Figurzeit V.v.Weizsäckers[105], zeigen, dass die ‚prozedurale' Weise des Gestaltens die Gestalt konstituiert. Kandinsky hat von Kindheit an und noch im Studium[106] ‚gegenständlich' gezeichnet und gemalt. Insofern ist die, zum Teil ‚naive'[107], gegenständliche *Malweise selbst* implizites ‚Erinnern', das dessen Explikation hervorruft.[108] So wäre der Weg vom Bild zur Sprache der Weg vom impliziten zum expliziten Gedächtnis.
Diese Bewegung vom Bild zur Sprache ist im Bildprozess in der Rechts-Linksvertauschung vorgezeichnet. Durch die Hinterglastechnik des zweiten Entwurfs werden die Bildseiten vertauscht. Daraus ergibt sich die Verschiebung dominanter Bildelemente wie z.B. ‚Kutsche-schwarzer Fleck' und ‚Rose-rosa Farbwirbel' von links nach rechts. Neurophysiologisch betrachtet werden sie dadurch in verschiedene Wahrnehmungs- und Ausdrucksbereiche transponiert. Die mehr bildhaft und affektiv fungierende rechte Hirnhemisphäre ist mit dem linken Wahrnehmungsfeld, der linken Bildhälfte verknüpft. Die linke, eher sprachlich fungierende Hirnhemisphäre korrespondiert dem rech-

---

chen Sinnen die Möglichkeit und das Dasein der Kunst zu ‚begreifen', die heute im Gegensatz zur ‚Gegenständlichen' die ‚Abstrakte' genannt wird."(RB, 12/13)

[103] RB,22

[104] Dazu gehören automatische Bewegungsabläufe, eingespielte Gewohnheiten, Umgehen mit Instrumenten u.a. (Fuchs, 2004,8)

[105] Weizsäcker, V.v., 1986 , 134 fff, Vgl. Schnakenburg, 1994, 129 fff

[106] Vgl. die Zeichnung der Mariae-Himmelfahrtskirche in Moskau von 1886 (Hahl-Koch, 1993, 35)

[107] Grohmann sprach von „naiv gemalten Häuserreihen" (Grohmann, 1961, 107)

[108] Das prozedurale Gedächtnis im Malen des Schimmels in diesem Bild könnte z.B. die implizite Erinnerung an das erste Malen eines Schimmels (Vgl.o.) angestoßen haben, die ja selbst später im Text erscheint, und derart die 5. Erinnerung, den Schimmel als bewusst gewordenes implizites Gedächtnis, vorbereitet haben.

ten Wahrnehmungsfeld, der rechten Bildseite.[109] Was vorher BILD-haftem Erkennen geöffnet war, wird nun der SPRACHE zugänglich. Das ist ja im ‚Rückblick' auch geschehen.
Diese Transposition der Erinnerungen in die Sprache realisiert neue eigene Prozesse. Betrachtet man den Verlauf der Erinnerungen im Text, so scheint sich im Schreiben der Erinnerungen ein Bewusstsein des impliziten Gedächtnisses herausgebildet zu haben. Wir wissen vom Text her zwar nicht, welche Anmutungen das Schreiben der ersten vier Erinnerungen begleiteten. Es ist jedoch denkbar, dass sich aufgrund des Bildes im impliziten Bereich jenes Gefühl von Bekanntheit und Vertrautheit in schwächerer Form als ‚Ähnlichkeit' einstellte, um dann, in der Schimmelszene *als* implizite Erinnerung zum Bewusstsein und zur Darstellung zu kommen. Möglicherweise wurde die zweite analoge Erinnerungsform, Rothenburg-Moskau, auch dadurch wachgerufen. Eine solche Bewusstheit wäre jedoch nicht Reflexion als ‚Schreiben-Über', sondern Schreiben nach dem Prinzip ‚innerer Notwendigkeit' aus dem selbstreferentielle Ordnungen der Bewusstheit des Erinnern entstehen.[110]
Die *Struktur* der impliziten Erinnerung, wie sie in der Schimmelszene und in der ‚Alte Stadt-Moskauer Stunde'-Erinnerung prägnant wurde, lässt folgendermaßen darstellen:

[109] Preilowski, 1986, 73,75, Kandinsky hat das ‚Überkreuz' der Wahrnehmung seinerzeit in anderem Zusammenhang erfasst: *„Da aber während der Arbeit die GF* (Grundfläche, Erg.Vf.) *noch vollkommen mit dem Künstler zusammenhängt...so ist sie ihm gegenüber als eine Art Spiegelung aufzufassen, bei welcher die linke Seite die rechte ist"*.(PLF, 136)

[110] Dass es in diesem Text nicht um einen chronologischen ‚Lebenslauf' gehen sollte, zeigt eine Bemerkung Eichners der berichtet, dass Kandinsky froh darüber war, „daß ihm das Erzählen ohne zeitliche Reihenfolge gelang."(Eichner,1957, 57) Jenseits der Deutung Eichners liegt auf dem Hintergrund der impliziten „inneren Notwendigkeit", die Annahme nahe, dass er auch im Schreiben dieser Wirklichkeit zu entsprechen suchte, zumal sie ihm als Transformation von Erfahrungen in Gedanken, die sich ‚von selbst' organisieren, aus der Entstehung ‚*Über das Geistige in der Kunst*' vertraut waren: *„So wurden…Empfindungen von Farben auf der Palette…zu seelischen Erlebnissen. Diese Erlebnisse wurden weiter zum Ausgangspunkt von Ideen, die sich vor zehn bis zwölf Jahren schon bewusst zu sammeln anfingen und die zum Buch ‚Über das Geistige in der Kunst' führten. Dieses Buch hat sich mehr von selbst geschrieben, als ich es geschrieben hätte. Ich schrieb einzelne Erlebnisse nieder, die, wie ich später bemerkte, in einem organischen Zusammenhang standen."*(RB, 25) Man könnte diesen Vorgang auch als ‚indeterminierte Vagheit' im Kontext der Inkompatibilität mit klassischer Logik aufnehmen: „Exakt artikulierte Gedanken sind nicht von vornherein gegeben, sondern bilden sich erst im Zuge ihrer allmählichen Verfertigung aus." (Gloy,2000, 308/9)

A) Sie beginnt mit einer jüngeren Erinnerung (*6.E.Münchener Schimmel --- 7/8.E. Rothenburg*),
B) hinter der eine ältere Erinnerung (*6.E.Spielzeugschimmel ---7/8.E. Moskauer Stunde*) auftaucht.
C) Diese legt das pathische, synästhetische Erleben offen. (*6.E.die singenden gelben Briefkästen --- 7/8.E. rote Einheitlichkeit als Schlussakkord der Symphonie u.a.*) In ihr löst sich die Ding-Wahrnehmung zugunsten der transmodalen Ähnlichkeiten des Pathischen auf.
D) Diese Wahrnehmungsschicht wird als die gesuchte Welt der Kunst erkannt. (6.E.‚Kunstmühle', Kunststadt --- 7/8.E. Stunde zu malen ...höchste Glück eines Künstlers).
Eine weitere Erinnerung wiederholt diese Struktur. Auch diese führt zur „*Auflösung des Gegenstandes*" und auch hier wird sie zur Kunst, denn durch „*diese Eindrücke verkörperten sich in mir...die Ziele meiner eigenen Kunst*".[111] So taucht, vorbereitet durch das malende Erinnern, aus dem sich wiederholenden Muster im Text das pathische Erleben als die gesuchte Welt der Kunst auf.[112] Hier gibt es keine ‚Objekte' mehr sondern Relationen, Ähnlichkeiten und Prozesse.

Auflösung und Abstraktion

Analoges vollzieht sich im Kontext der Moskau-Bilder. Im *‚Bild mit weißem Rand'*(1913) wird Kandinsky keine *Dinge* mehr malen, sondern das, was sich in der Struktur der Erinnerungen wiederholte: *Auflösungsprozesse*.[113]
‚Auflösung' wird in diesem Bild selbst zum Thema, ebenso wie „*Klarheit* und *Einfachheit*".[114] Intermodale, Qualitäten Ähnlichkei-

[111] RB, 20
[112] Michel Henry schreibt: „Malen, Farben verwenden.....heißt... sie wegen ihres dynamischen und pathischen Vermögens zu wählen; dieses Vermögen selbst zu malen,." (Henri, 1992, 284)
[113] „Der erste Entwurf war sehr knapp und gedrängt. Schon im zweiten habe ich die ‚Auflösung' der Farben=und Formenereignisse in der rechten unteren Ecke gebracht."(RB,41)
[114] „Also Klarheit und Einfachheit links oben, verschmierte Auflösung mit dumpfen kleinen Auflösungen rechts unten"(RB,41/2)

ten[115] und Prozesse werden jetzt ‚Gegenstand', ‚Feld' seiner künstlerischen Arbeit, wie wir sie im Bild *Leicht* (1930) kennen lernten. Andere Beispiele sind *Schweres Rot* (1924) oder *Weiches-Hart* (1927).
Prozesse werden wiederum in Bildtiteln wie *Milder Vorgang* (1928) oder auch als Bewegung *Empor* (1929) Thema. *Mit und Gegen* (1929) oder *Wechselseitiger Gleichklang* (1942) heben die Dynamik der Relationen ins Bewusstsein.
All dieses gehört nicht mehr zur dinglich-gegenständlichen Einteilung der Wirklichkeit sondern zu den Strukturen der pathischen Welt. Sie erweist sich als das ‚Geistige' der Kunst Kandinskys, das sich von nun an als ‚Abstraktion' voll realisiert.[116]
Die *Auflösung* des Gegenstandes, des Objekts, in Kandinskys künstlerischem Handeln und Denken[117] und die Offenlegung der pathischen Welt der Ähnlichkeiten, kann auf diesem Hintergrund auch als die, den Künsten oft eigene, Vorwegnahme oder Antizipation[118] verstanden werden. Gloy zeigt die *Auflösung* des ‚Objekts'[119] im gegenwärti-

[115] Diese können auch biografischen Anhalt haben „Links oben blieb das Troika-Motiv (=Dreigespann. So nenne ich drei mit verschiedenen Abweichungen nebeneinander laufenden Linien, die oben gebogen sind. Auf diese Form kam ich durch die Rückenlinien der drei Pferde im russischen Dreigespann)".(RB,41) (Zur Troika vgl. Hahl-Koch, 1993, 206) Solche ‚Abbreviaturen' kann man als ‚herausgefilterte Bewegungsanmutungen' auf dem Wege zur Abstraktion verstehen.
[116] Die Tendenz zur Abstraktion (Zur Datierung: Partsch, 2004, 351) zeigt sich seit längerem in seinen Arbeiten, wird aber erst ab 1913 voll realisiert. (Grote, RB, 5). Entsprechend hat „Kandinsky die Möglichkeit der abstrakten Kunst zwar ins Auge gefaßt," war aber „von ihrer tatsächlichen Realisierbarkeit noch bis 1913 nicht völlig überzeugt". (Zimmermann, 2002, 237).
[117] Kandinsky glaubte sie in den Wissenschaften seiner Zeit wahrzunehmen (um 1908/09, in: GS, 2007, 301, 1913 in RB,16) Zimmermann hat diese Gedanken Kandinskys historisch eingeordnet und diskutiert (Vgl. Zimmermann, I, Kap. 4 insbesondere Kap.4.3.3: Abstraktion und moderne Physik, 287 fff, Zur Auflösung im Bild Vgl. Zimmermann I, 186)
[118] Vgl. Gaede/Perez (Hg.) 1997
[119] Chaostheorie, fraktale Geometrie, Quantentheorie, die Mathematik des Verschwommenen operieren mit „Vorstellungen der Fluidität, Diaphanität und Transitivität, d.h. der Auflösung des scheinbar festen Objektes in einer Sequenz von Stadien...Sie kommen überein in der Kritik der klassischen Gegenstandstheorie und deren Substitution durch eine dynamische Theorie, die anstelle des starren Gegenstandsbegriffs der Tradition ein relatives Gefüge setzt."(Gloy, 2000, 300) Insofern entspricht die „Auflösung der Einheit des Objekts in die Relativität der Betrachtungsweise... einer Grundeinstellung dieses Jahrhunderts und begegnet nicht nur bei Einzelobjekten, sondern bei der Welt im ganzen. Jüngstes Beispiel ist der Dimensionszerfall in der fraktalen Geometrie. Auch hier löst sich der feste Gesamtkomplex in eine Sequenz unterschiedlicher Dimensionen auf, wobei eine wechselseitige Abhängigkeit von Betrachter und Betrachtetem konstitutiv ist."(ebd.310/1)

gen Denken als „Aufdeckung von Ähnlichkeiten auch in den heterogensten Bereichen“[120] und stellt das Analogiedenken als eigenen, Rationalitätstypus dar.[121] Die antizipatorische Funktion der Kunst, die wir hier für Kandinsky geltend gemacht haben, wird sich in Jackson Pollocks Arbeiten im engeren Sinne wiederholen. Taylor u.a. zeigen, dass seine Bilder fraktale Muster aufweisen, die erst nach Pollocks Tod entdeckt wurden.[122]

Habitus als implizites Gedächtnis

Zum Schluss des Textes[123] der das Erinnerungsmuster wieder aufnimmt[124], schildert Kandinsky seine Familie. Seine Tante erscheint insbesondere unter dem Aspekt der Einführung in russische Kultur[125], sein Vater als Vermittler zum ‚moskowitischen Geist‘ und zur Kunst.[126]
Dann charakterisiert er seine Mutter[127]: „*Meine Mutter ist eine geborene Moskowitin und vereint in sich die Eigenschaften, die für mich*

[120] Gloy, 2000, 322/3
[121] Gloy zeigt das Analogiedenken als einen Rationalitätstyp „der mit Entsprechungen und Ähnlichkeiten operiert, wie er sich historisch in den hermetischen Kosmogrammen der Renaissance ausgebildet hat und gegenwärtig in der Chaostheorie und fraktalen Geometrie über das Prinzip der Selbstähnlichkeit reaktualisiert wird....Allerdings sind diese Rationalitätstypen, die nicht selten als Irrationalismen und Ästhetizismen diskreditiert werden, viel zu wenig erforscht. Sonst würde sich zeigen, daß sie völlig transparente rationale Modelle universeller Verbindbarkeit heterogenster Gegenstände darstellen, die für jedermann nachvollziehbar und überprüfbar sind.“(Gloy, 2002, 84/5)
[122] Taylor et.al. 1999, Pollock starb 1956, bevor Chaos und Fraktale entdeckt wurden.
[123] Mit dieser Untersuchung sind keineswegs alle Fragen von Bild und Rückblick erschöpft. Weitere Aspekte wie z.B. ‚Krise‘, oder andere ‚Grundbilder‘ würden jedoch den hier gegebenen Rahmen sprengen.
[124] Diese Passage variiert das Erinnerungsmuster. Hier fallen nicht zwei Erinnerungen zusammen, sondern sind von vornherein als Einheit konzipiert. Aber auch hier geht aus der ‚Auflösung‘ des ‚Gegenstandes‘, der Person, die Welt der Kunst hervor.
[125] RB,33, Roethel/Hahl-Koch,148, Ihr widmet er *Über das Geistige in der Kunst*.(GiK, 1973, 7)
[126] RB,33, Roethel/Hahl-Koch,170/71
[127] „Meine Mutter ist eine geborene Moskowitin und vereint in sich die Eigenschaften, die für mich Moskau verkörpern: äußere, auffallende, durch und durch ernste und strenge Schönheit, feinrassige Einfachheit, unerschöpfliche Energie, eigenartig aus starker Nervosität und imponierender majestätischer Ruhe und heldenhafter Selbst//beherrschung geflochtene Vereinbarung von Tradition und echtem Freigeist. Kurz - in menschlicher Gestalt die ‘weißsteinige’, ‘goldhäuptige’ ‘Mutter=Moskau’. Moskau: Die Doppeltheit, die Kompliziertheit, die höchste

Moskau verkörpern". Er beschreibt sie in Polaritäten und Widersprüchen - darin der Moskowitin des Bildes ähnlich[128] - wie *'ernster und strenger Schönheit' - 'starker Nervosität und majestätischer Ruhe' - ‚Tradition und echtem Freigeist'*.
Dieses Verhaltensbild wird im nächsten Satz bildhaft verdichtet und transformiert: *„Kurz -in menschlicher Gestalt die ‚weißsteinige', ‚goldhäuptige' ‚Mutter=Moskau'*. Hier wird die Stadt in ihrem Zentrum, den *‚weißsteinigen', ‚goldhäuptigen'* Kremlkirchen, verdichtet - im Bild sind sie als ‚Ziel' der Straße erkennbar - und mit der Mutter identifiziert.
Diese ‚Einheit' von Person und Stadt löst sich nun in ein Bewegungsmuster, einen Stil, auf. „Moskau, die Doppeltheit, die Kompliziertheit, die höchste Beweglichkeit, das Zusammenstoßen und Durcheinander der äußeren Erscheinung, die im letzen Grund ein eigenes, einheitliches Gesicht bildet" und dieser ‚Stil' wird wiederum zur Relation des „gesamte(n) innere(n) und äußere(n) Moskau",abstrahiert'. Dieses „gesamte innere und äußere Moskau" erkennt er schließlich als „Ursprung meiner künstlerischen Bestrebungen... meine malerische Stimmgabel"[129]. Das überrascht. Wieso ist ein Verhaltensmuster ‚malerische Stimmgabel'?
Liest man die nächsten Zeilen auf dem Hintergrund von Bourdieus Habitus-Begriff, so ergibt sich eine Antwort. Von dieser Identität: *Mutter-Moskau-Kunst* sagt Kandinsky: *„Ich habe das Gefühl, daß es immer so war..."*. Diese Zeitperspektive klingt wie ein *Bewusstwerden*

Beweglichkeit, das Zusammenstoßen und Durcheinander in der äußeren Erscheinung, die im letzen Grund ein eigenes, einheitliches Gesicht bildet, dieselben Eigenschaften im inneren Leben, was dem fremden Auge unverständlich ist (deshalb vielleicht die vielen, sich widersprechenden Urteile der Ausländer über Moskau) und was doch ebenso eigenartig und im letzten Grunde einheitlich ist - dieses gesamte innere und äußere Moskau halte ich für den Ursprung meiner künstlerischen Bestrebungen. Es ist meine malerische Stimmgabel. Ich habe das Gefühl, daß es immer so war, und daß ich mit der Zeit und dank den äußeren formellen Fortschritten dieses 'Modell' nur immer mit stärkerem Ausdruck, in vollkommenerer Form im Wesentlichen gemalt habe und jetzt male". (RB, 33/4)

[128] Der Habitus der Moskowitin des Bildes birgt in sich eine Widersprüchlichkeit, die sich z.B. in den Wärmezentren*:- roter Tisch - Rotes Gesicht* -zeigen lässt. In der sanft bergenden *Berührung* des Hündchens im Arm kann man *Wärme* geradezu ‚sehen' und doch widerspricht dem die *Kühle* der *Distanz* zum Körper, dessen strenge Vertikalität kaum anderen Kontakt erlaubt. - Wohl scheint das *Gesicht* von leuchtender Wärme erfüllt und doch ist es im *traurigernsten* Ausdruck mit dessen Gegenteil geladen. Hier wird die *Gegenläufigkeit* der Ausdrucksbereiche, von der Kandinsky sprach, deutlich.

[129] RB, 33/34

des Habitus im Sinne Bourdieus, denn „Als einverleibte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte ist der Habitus wirkende Präsenz der gesamten Vergangenheit, die ihn erzeugt hat.“[130] Der Habitus, als Grundmuster, Lebensstil, setzt sich, eben *weil* er implizit wirkt, als ‚Erzeugungsprinzip‘[131] fort, ohne je zur Reflexion kommen zu können.
Der einzige Weg, ihn zu erkennen ist das künstlerisch-kulturelle ‚Werk‘. Mit den von Panofsky übernommenen Begriffen, *modus operandi* als ‚Habitus‘ und *opus operatum* als ‚Werk‘, formuliert Bourdieu die besondere Erkenntniskraft ästhetischer Arbeit: Der Habitus als inkorporiertes, implizites Wissen, als Lebensstil, erscheint im künstlerischen Werk, wo er sich *„zu erkennen gibt, und nur da“*.[132] Das, was wir als Habitus sind, ohne uns dessen bewusst sein zu können, können wir doch, eben durch die Hervorbringungen künstlerischer Arbeit erkennen. Das implizite Wissen und Gedächtnis des Habitus, ist die gemeinsame Wurzel von Ästhetik und Sozialität. Bourdieus Betonung des *‚nur da‘* macht noch einmal die spezifische Erkenntniskraft des Ästhetischen als Erkenntnis im Vollzug, als Wahrnehmung von Gestalt *durch* Schaffung von Gestalt,[133] deutlich. „Es zeigt sich uns, indem wir es hervorbringen.“[134]

Ähnlichkeit in Biografie und Kultur

Die im Text vollzogene Identifikation: *Mutter-Moskau* kann man zum einen lebensgeschichtlich verstehen. Es sind die ersten fünf Lebensjahre Kandinskys in Moskau, in denen die Mutter selbstverständlich zu seiner Lebenswelt gehört. Von daher liegt die geschilderte Erlebniseinheit nahe. Zum anderen gehört diese Identifikation: Moskau-Mutter aber auch zu den Grundbildern russischer Kultur, zu den verinnerlichten Mustern Bourdieus „die es erlauben, alle typischen Gedan-

[130] Bourdieu, 1985, 105, Vgl. auch Schnakenburg, 2005
[131] Bourdieu, 1970, 40/41, Der Habitus ist „ein System verinnerlichter Muster..., die es erlauben, alle typischen Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen einer Kultur zu erzeugen - und nur diese.“ (ebd.143)
[132] Bourdieu, 1970, 151
[133] Weizsäcker, C. F. v., in: Picht, 1987, 578
[134] zur Lippe,1987, 568

ken, Wahrnehmungen und Handlungen einer Kultur zu erzeugen“[135], also zum russischen Habitus.

In ‚Krieg und Frieden’ - im Kontext der Szene, da Napoleon vom Poklonberg aus auf Moskau schaut - schreibt Tolstoi: „Jeder Russe, der auf Moskau hinblickt, fühlt das Mütterliche, das in dieser Stadt liegt; jeder Fremde, der die Stadt betrachtet, muss, wenn er auch ihre mütterliche Bedeutung nicht verstehen kann, doch auf jeden Fall den weiblichen Charakter dieser Stadt herausfühlen. Und diese Empfindung hatte auch Napoleon.“[136] In Prokofjews (1891-1953) Oper ‚Krieg und Frieden‘ (nach Tolstoi) wird Kutusow im 10. Bild eine großangelegte Lobeshymne auf Moskau, die „Mutter aller russischen Städte“ anstimmen[137] und die Rede von „Mütterchen Moskau“ erweist sich als Verdichtung eines komplexen Bedeutungsgeflechtes[138], eines kulturellen Grundbildes.[139] Auf diesem Hintergrund verstanden lässt uns die *Moskowitin* in Kandinskys Text und Bild „im Zentrum des Individuellen selber Kollektives ...entdecken“.[140]

Solche Ähnlichkeiten von persönlichem und kollektivem Gedächtnis können jedoch nicht in kausaler Logik verstanden werden. Sie wären als Logik der Ähnlichkeit, etwa als fraktale Logik der Selbstähnlichkeit, wie sie Stern für das implizite Gedächtnis annimmt[141], zu untersuchen, und wie sie Gloy als logische Artikulation des Analogiedenkens gezeigt hat.[142] Im Lichte einer Logik der Ähnlichkeiten gewinnen auch die künstlerischen Intentionen und das Denken Kandinskys neue Leuchtkraft und Transparenz.

---

[135] Bourdieu, 1970, 143

[136] Tolstoi, 1974, 1191, Vgl. ferner die Darstellung Moskaus in russischer Literatur und Musik (Petrova, 2005, Grönke, 2002)

[137] Grönke, 40

[138] „Mütterchen Moskau“ [„Matjuμka Moskva“] verkörpert jenes geographische, historische und geistige Zentrum, dessen Bedeutung für die Nationalgeschichte die junge Hauptstadt Petersburg so niemals erringt. Moskau erweist sich...als historisch legitimiertes Identifikationsobjekt, das in allen Teilen des riesigen und vielfältigen Landes als Verkörperung von Heimat, Staat, Nation und Nationalität verstanden wird“.(Grönke, 2002, 32)

[139] Erikson hat solche kulturellen Grundbilder russischer Kultur und Geschichte gezeigt, indem er überzeugend mit dem Prinzip der Ähnlichkeit operiert.(Erikson, 1971, 353-393, „Die Legende von Maxim Gorkis Jugend“, insbesondere 387/388)

[140] Bourdieu, 1970, 132

[141] Vgl. Stern, 2005, 207-210, Vgl. auch die ‚Kollektive fraktale Affektlogik‘ Ciompis (Ciompi, 2005, Kap.7, 237 fff)

[142] Gloy, 2000,321

Literatur

Ackermann, Marion (1995): ‚RÜCKBLICKE', Kandinskys Autobiographie im Kontext seiner frühen Schriften, Göttingen (Diss.)

Arnheim, Rudolf (1965): Kunst und Sehen, Eine Psychologie des schöpferischen Auges. Berlin (de Gruyter)

Barnett, Vivian Endicott (1995): Das bunte Leben, Wassily Kandinsky im Lenbachhaus, Friedel, Helmut (Hg.) Köln (Dumont)

Bauer, Joachim (2005): Warum ich fühle, was du fühlst, Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone, Hamburg (Hoffmann u. Campe)

Becks-Malorny, Ulrike (2003): Kandinsky, Köln (Taschen)

Bernhard, Peter (2008): Aisthesis. In: Eckart Liebau & Jörg Zirfas (Hg.), Die Sinne und die Künste. Perspektiven ästhetischer Bildung, Bielefeld (transcript) 19-33

Betzler, Irmgard (1995): Zwischen Drinnen und Draußen, Im Raum der Psychotherapie, in: Integrative Therapie 2/1995, 173-195 (Junfermann)

Bogousslavsky Julien, Walusinski Olivier (2009): Marcel Proust and Paul Sollier: the involuntary memory connection. Schweiz. Arch. Neurol. Psychiatr. 2009;160:130-6

Böhme, Gernot (1985): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, Frankfurt/M. (Suhrkamp)

Böhme, Gernot (1995): Atmosphäre, Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt/M. (Suhrkamp)

Böhme, Gernot (1999): Theorie des Bildes, München, (Fink)

Böhme, Gernot (2001): Aisthetik, Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre, München (Fink)

Böhme, Gernot (2008): Ethik leiblicher Existenz, Frankfurt/M.(Suhrkamp)

Böhme, Hartmut (1988): Natur und Subjekt. Frankfurt/M. (Suhrkamp)

Bourdieu, Pierre (1970): Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt/M. (Suhrkamp)

Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn, Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/M. (Suhrkamp)

Brockhaus Enzyklopädie (1986-1994): in 24 Bd., Mannheim (Brockhaus)

Bry, Doris, Callaway Nicholas (Hg.) (1989): Georgia O'Keeffe - Im Westen, München 1989 (Droemer) Katalog

Busch, Kathrin, Därmann, Iris (Hg.) (2007): „pathos“, Konturen eines kulturwissenschaftlichen Grundbegriffs, Bielefeld (transscipt)

Ciompi, Luc (2005): Die emotionalen Grundlagen des Denkens, Entwurf einer fraktalen Affektlogik, Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht)

Curtis, Robin, Koch, Gertrud (Hg.) (2009): Einfühlung, zur Geschichte und Gegenwart eines ästhetischen Konzepts, München (Fink)

Cytowic, Richard E. (1995): Farben hören, Töne schmecken, München 1995 (dtv)

Dichgans, Johannes (2001): Sprachmelodie und Gestensprache. Vom kommunikativen Reichtum der non-verbalen rechten Gehirnhälfte (5.3.2009) http://timms.uni-tuebingen.de/List/List01.aspx?clist=7603(5. 3. 2008)

Eichner, Johannes (1957): Kandinsky und Gabriele Münter, Von Ursprüngen moderner Kunst, München (Bruckmann)

Emrich, Hinderk M. (1998): Synästhesie, Emotion und Illusion. in: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hg.), Der Sinn der Sinne, Bonn/Göttingen, (Steidl). 126-139

Erikson, Erik H. (1971): Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart, (Klett)

Fornoff, Roger (2004): Die Sehnsucht nach dem Gesamtkunstwerk. Studien zu einer ästhetischen Konzeption der Moderne. Hildesheim (Olms).

Freedberg, David, Gallese, Vittorio (2007): Motion, emotion and empathy in esthetic experience, TRENDS in Cognitive Sciences Vol.11 No.5 2001/2, S. 197 -202

Friderici, et. al., Vgl. Gebündelte Kommunikation zwischen den Hirnhälften PRI B 3 / 2007: Presseinformation der Max-Planck-Gesellschaft: PRI B 3 / 2007, Originalveröffentlichung: A. D. Friederici, D. Y. von Cramon, S. A.

Fuchs, Thomas (2000): Leib, Raum, Person, Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie, Stuttgart (Klett-Kotta)

Fuchs, Thomas (2002): Zeit-Diagnosen, Philosophisch-psychiatrische Essays, Zug/Schweiz, (Die graue Edition)

Fuchs, Thomas, (2004): Leibgedächtnis und Lebensgeschichte in: Leib und Biografie. Vortragsdokumentation, Bochum 2004

Fuchs, Thomas, (2008): Leib und Lebenswelt, Neue philosophisch-psychiatrische Essays, Zug/Schweiz (Die Graue Edition)

Gaede, Friedrich, Perez, Constanze (Hg.) (1997): Antizipation in Kunst und Wissenschaft, Ein interdisziplinäres Erkenntnisproblem und seine Begründung bei Leibniz, Tübingen, Basel (Francke)

Gallese, Vittorio (2003): The Roots of Empathy: The Shared Manifold Hypothesis and the Neural Basis of Intersubjectivity, in: Psychopathology 2003; 36:171-180

Gallese, Vittorio/ Freedberg, David (2007): Mirror and canonical neurons are crucial elements in esthetic response, in: TRENDS in Cognitive Sciences Vol.11 No.10, S. 411

Gloy, Karen/Bachmann, Manuel (Hg.) (2000): Das Analogiedenken, Vorstöße in ein neues Gebiet der Rationalitätstheorie, Freiburg, (Alber)

Gloy, Karen (2002): Denkanstöße zu einer Philosophie der Zukunft, Wien, (Passagen)

Gloy, Karen (2007): Von der Weisheit zur Wissenschaft, Eine Genealogie und Typologie der Wissensformen, Freiburg/ München (Alber)

Grohmann, Will (1961): Wassily Kandinsky, Leben und Werk, Köln, (Dumont)

Grönke, Kadja (2002): Moskau in der russischen Oper. http://www.uni-leipzig.de/~musik/web/institut/agOst/docs/mittelost/hefte/0802-KGr.pdf

Hahl-Koch, Jelena (1985): Kandinsky und der blaue Reiter, in : Maur, K.v. (Hg.) (1985) 354-359

Hahl-Koch, Jelena (1993): Kandinsky, Stuttgart (Hatje)

Hasse Jürgen (2007): Ästhetische Bildung - Eine doppelte Perspektive ganzheitlichen Lernens1 www.widerstreit-sachunterricht.de/ Ausgabe 8/ März 2007

Henry, Michel (1992): Die abstrakte Malerei und der Kosmos, in (ders.): Radikale Lebensphänomenologie, Freiburg/München (Alber) 274 - 292

Henry, Michel (1993): Das Geheimnis der letzten Werke in : Hahl-Koch, Jelena, (1993) 375-384

Hoberg, Annegret (1994): Wassily Kandinsky und Gabriele Münter - in Murnau und Kochel 1902-1914. Briefe und Erinnerungen, München (Prestel)

Kabakov, Ilya u. Emilia, (2007): Under the Snow/ Unter dem Schnee, Köln (Walther König)

Kandinsky, Wassily (1955): Rückblick, Baden-Baden (Woldemar Klein) (zit. als RB)

Kandinsky, Wassily, Marc, Franz (Hg.) (1965): Der blaue Reiter Neuausgabe Lankheit, Klaus, München 1965 (zit. als dBR)

Kandinsky, Wassily (1965): Über die Formfrage, (ÜdF) in: 132-186

Kandinsky, Wassily (1965): Über Bühnenkomposition, (üBK) in: dBR 189-208

Kandinsky, Wassily (1965): Der gelbe Klang, (GK)eine Bühnenkomposition, in: dBR 209-229

Kandinsky, Wassily (1973): Über das Geistige in der Kunst, Bern, (Benteli) (zit.als GiK)

Kandinsky, Wassily (1973): Punkt und Linie zu Fläche, Bern-Bümpliz, (zit. als PLF)

Kandinsky, Wassily (2007): Gesammelte Schriften 1889-1916, (Hg. Helmut Friedel) Farbensprache, Kompositionslehre und andere unveröffentlichte Texte, München, Berlin u.a.(Prestel) (zit. als GS 2007)

Kandinsky, Hauptwerke aus dem Centre Georges Pompidou, Paris. (1999): (Konzeption der Ausstellung und des Kataloges: Götz Adriani und Fabrice Hergott) Ausstellung 2. 4 -27. 6.1999 in der Kunsthalle Tübingen, Köln (DuMont)

Kandinsky - Absolut. Abstrakt, Friedel, Helmut (Hg.) (2008): Katalog zur Ausstellung in der Städtischen Galerie im Lenbachhaus und Kunstbau vom 25. Oktober 2008 bis 22. Februar 2009, (ferner in Paris und New York) München (Prestel)

Kerényi, Karl (1987): Auf den Spuren des Mythos. Wiesbaden (VMA)

Preilowski, Bruno (1986): Symmetrie - Asymmetrie und Gehirn, in: KATALOG: Symmetrie in Kunst, Natur und Wissenschaft, Bd. 1, Texte; Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt, 1.Juni bis 24. August 1986, 59 -81

Kleine, Gisela (1998): Gabriele Münter und Wassily Kandinsky, Frankfurt /M. (Suhrkamp)

Loers Veit, Schirn-Kunsthalle (Hg.) (1995): Okkultismus und Avantgarde, von Munch bis Mondrian, 1900-1915, Schirn-Kunsthalle Frankfurt, 3.6.-20.8. 1995, Ostfildern (Ed.Tertium)

Martino,Viktoria (1995): Kandinsky, Schönberg und das Gesamtkunstwerk, in: Loers, Schirn (Hg.) 562-577

Maur, Karin v. (Hg.) (1985): Vom Klang der Bilder, Die Musik in der Kunst des 20. Jahrhunderts (Katalog der Ausstellung in der Staatsgalerie Stuttgart 1985) München (Prestel)

Maur, Karin v.(1999): Vom Klang der Bilder, München, London, New York, (Prestel)

Mazur-Keblowski, Eva (2000): Apokalypse als Hoffnung, Die russischen Aspekte der Kunst und Kunsttheorie Vasilij Kandinskijs vor 1914, Tübingen, Berlin (Wasmuth)

Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin (de Gruyter)

Merleau-Ponty, Maurice (1984): Das Auge und der Geist, Hamburg (Felix Meiner)

Merleau-Ponty, Maurice (1986): Das Sichtbare und das Unsichtbare, München (Fink)

Merleau-Ponty, Maurice (1994): Der Zweifel Cézannes, in: Boehm, Gottfried (Hg.) Was ist ein Bild? München, (Fink) 39 - 59

Oberhaus, Lars (2010): Hier tanzt der Leib! Wie sich Körper- und Leiberleben im Tanz unterscheiden, in: Zeitschrift Ästhetische Bildung, zaeb.net JG.2, 2010, Nr.1

Loers, Veit, Schirn-Kunsthalle (Hg.) (1995): Okkultismus und Avantgarde von Munch bis Mondrian, 1900-1915, Schirn-Kunsthalle Frankfurt, 3.6.-20.8.1995 Ostfildern (Ed. Tertium)

Partsch, Susanna (2004): Wer malte zuerst Kuben und Kreise? In: Opus Tessellatum - Modi und Grenzgänger der Kunstwissenschaft, Festschrift für Cornelius Claussen, Corsepius Katharina, Mondini, Daniela, Senekovic, Darko u.a. (Hg.) Studien zur Kunstgeschichte Bd.157 XXVIII, Hildesheim Zürich New York (Olms) 351 - 356

Petrova, Alena (2005): Die beiden Hauptstädte und die Provinz als die wichtigsten sozialen Makroräume in der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/volltexte/2005/5876

Petrow, Mark (1998): Einige Besonderheiten in der Semantik des Begriffs ‚krasnyj' in der russischen verbalen Tradition, in:

Brugger, Ingried, u. a. (Hg.): Rot in der russischen Kunst Wien 1998 (Kunstforum Skira, Gerd Hatje) 37 - 41

Picht, Georg (1987): Kunst und Mythos, Stuttgart (Klett-Cotta)

Preilowski, Bruno (1986): Symmetrie-Asymmetrie und Gehirn, in: Symmetrie in Kunst, Natur und Wissenschaft Bd.1 - Texte, Ausstellungskatalog, Mathildenhöhe Darmstadt,1.-24. August 1986, 59-81

Proust, Marcel (2004): Unterwegs zu Swann, auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Frankfurt/M. (Suhrkamp)

Reifenscheid, Beate (Hg.) (2000): Die innere Notwendigkeit, Gedanken zur Musik, Malerei und Bühne bei Schönberg, Kandinsky und anderen, Bielefeld (Kerber)

Rentschler, Ingo (1989): Weltbilder der Kunst: Erscheinungsformen der Wirklichkeit. In: Dürr, H.-P., Zimmerli, W.Ch.(Hg.) Geist und Natur, Wien, Bern, München 1989 (Scherz) 115-135

Riedl, Peter Anselm (2001): Wassily Kandinsky in Selbstzeugnissen und Bilddokumentationen, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt)

Rilke, Rainer Maria (1966): Werke in drei Bänden, Erster Band, Gedichtzyklen, Frankfurt/M. (Insel)

Ringbom, Sixten (1982): Die Steiner-Annotationen Kandinskys, in :Zweite A. (Hg.) 1982, 102 - 105

Ringbom, Sixten (1982): Kandinsky und das Okkulte, in: Zweite, A. (Hg.) 1982, München (Prestel) 85 - 101

Rizzolatti, Giacomo, Sinigaglia, Corrado (2008): Spiegelneurone, Die biologische Basis des Mitgefühls, Frankfurt/M. (Suhrkamp)

Roethel, Hans Konrad/Hahl-Koch, Jelena (Hg.) (1980): Kandinsky, Die Gesammelten Schriften, Bd. I, Bern (Benteli)

Sabisch, Andrea (2007): Inszenierung der Suche, Vom Sichtbarwerden ästhetischer Erfahrung im Tagebuch. Entwurf einer wissenschaftskritischen Grafieforschung, Bielefeld (transcript)

Schmitz, Hermann (1987): Der Leib im Spiegel der Kunst, System der Philosophie, (2.Bd., 2.Teil) Bonn, (Bouvier)

Schmitz, Hermann (1995): Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie, Bonn (Bouvier)

Schnakenburg, Renate v. (1994) Einbildungskraft als Leib-Wissen, Rhythmus und Physiognomisches Sehen, Frankfurt/M. u.a. (Lang)

Schnakenburg, Renate v. (Hg.): Nach-Denken über Ausstellung und Performance LEIB-HAFTIG, Bochum 2002

Schnakenburg, Renate v. (2005): Zur Konvergenz von Ästhetik und Sozialität,

http://ivv7web.uni-muenster.de/buko/Konvergenz_AesthSoz.pdf

Schore, Allan N. (2003) ,Affektregulation und Reorganisation des Selbst, Stuttgart (Klett)

Seewald, Jürgen (1992): Leib und Symbol, München, (Fink)

Sloterdijk, Peter (2009): Du musst Dein Leben ändern, Über Anthropotechnik, Frankfurt/M. (Suhrkamp)

Stern, Daniel N. (2005): Der Gegenwartsmoment, Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag, Frankfurt/M. (Brandes &Apsel)

Stern, Daniel, N. (1992): Die Lebenserfahrung des Säuglings, Stuttgart, (Klett-Cotta)

Taylor, Richard P., Micolich, Adam P., Jonas, David, (1999): Can Science Be Used To Further Our Understanding Of Art?
http://phys.unsw.edu.au/phys_about/PHYSICS!/FRACTAL_EXPRESSIONISM/fractal_taylor.html Physics World magazine, October 1999.

Vgl:Taylor, R.P. Micolich, A.P., Jonas, D. (1999) Fractal Analysis of Pollock's Drip Paintings, Nature 399, 422

Thürlemann, Felix (1995): Launelinien und Schwarze Flecken. Kandinskys künstlerische Entwicklung im Spiegel der Bildtitel. In: Katalog der Ausstellung: Kandinsky in den Schweizer Sammlungen, Museo Cantonale d'Arte Lugano. 2.Juni bis 8.August 1995 (Skira Editione Mailand), 111 - 137, http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/ 2008/465/4.12.08

Timokhina, Elena (Hg.): Sehenswürdigkeiten in Moskau http://www.guideinmoscow.com/site.xp/052054050.html (25 7. 2008)

Tolstoi, Leo, N. (1974): Krieg und Frieden. Deutsch von M. Kegel. Darmstadt, (Wissenschaftl.Buchgesellschaft)

Weizsäcker, Viktor v. (1986): Der Gestaltkreis, die Theorie der Einheit von Wahrnehmen und Bewegen, Stuttgart, New York, (Thieme)

Zimmermann, Reinhard (2002): Die Kunsttheorie von Wassily Kandinsky. Band 1: Darstellung, Band 2: Dokumentation, Berlin (Gebr. Mann /Reimer)

zur Lippe, Rudolf (1987): Sinnenbewußtsein, Grundlegung einer anthropologischen Ästhetik, Reinbek bei Hamburg, (Rowohlt)

Zweite, Armin (Hg.) (1982): Kandinsky und München, Begegnungen und Wandlungen 1896 - 1914, Katalog der Ausstellung in der Städtischen Galerie im Lenbachhaus München 18. August - 17. Oktober 1982, München (Prestel)

Abbildungen

Abb. 1: Leicht (Léger) 1930, Öl auf Karton, 69 x 48 cm, (Abb. in: Kandinsky, Centre Georges Pompidou, 1999, 141)
Abb. 2: Impression II (Moskau) 1911, Öl/Lw. 120 x 140 cm, (Abb. in: GS, 2007, im Bildanhang Abb. 6)
Abb. 3: Dame in Moskau, Mai, 1912, Öl/Deckfarbe/Lw, 109,5 x 109,3 cm, (Abb. in: Barnett, 387, Hahl-Koch 1993, 108)
Abb. 4: Bild mit weißem Rand, 1913, Öl auf Leinwand, 188 x 196 cm, (Abb. in Hahl-Koch 1993, 207, Becks-Malorny, 93)
Abb. 5: Aquarell: Dame in Moskau,1912, Aquarell, Gouache und Bleistift auf Papier, 31,5 x 27,9 cm (Abb. in: Barnett, 384)
Abb. 6: Hinterglasbild: Dame in Moskau,1912, Tempera auf Glas, 33,2 x 30,6 (Abb. in: Barnett, 385)
Abb. 7: Ölbild: Dame in Moskau,1912, Siehe Abb. 3 (Abb. auch in Becks-Malorny, 90)

Jürgen Marenbach

Laborieren an der „Kettenkrankheit“ - Leben mit dem Bindungsparadoxon

Abschiedsvorlesung am 25. Juni 2009

Friedrich Nietzsche schreibt am 1. September 1882 in einem Brief an *Lou von Salomé*, um deren Hand er vergeblich anhielt:

„Erst hat man Not, sich von seinen Ketten zu emanzipieren, und schließlich muß man sich noch von dieser Emanzipation emanzipieren! Es hat jeder von uns, wenn auch in sehr verschiedener Weise, an der Kettenkrankheit zu laborieren, auch nachdem er die Ketten zerbrochen hat.“

Diese Passage schien sich bei einem Patienten in meiner psychotherapeutischen Sprechstunde besonders sinnfällig zu bewahrheiten. Herr K., 38 J., kam mit schweißnassen Händen. Zuvor war er mit unerträglichen Besorgnissen und Ängsten wegen seines Gesundheitszustandes in der Poliklinik der Universität gewesen, wo man mangels körperlicher Befunde zur Psychotherapie riet.

Argwöhnisch sucht er nach jedem Spaziergang seinen Körper nach Zecken ab - er könnte sich mit dem Meningitiserreger infiziert haben. Hat es nicht gerade in seinem Herz einen Stich gegeben? - Anzeichen eines Herzinfarktes? Er studiert Bücher über Herzinfarkt - das besorgt ihn natürlich noch mehr? Wenn es vor den Augen flimmert, steht vielleicht Erblindung oder gar ein Schlaganfall bevor? Beim Duschen spürt er ein Ziehen in den Hoden? Das muß Krebs sein! Schnell zum Arzt! Seinen Urlaub verbringt er auf keinen Fall auf einer Insel. Dort kommt man so schlecht weg und kann im Ernstfall nicht rasch genug ein Krankenhaus aufsuchen. Er fühlt sich dem Unheil schutzlos ausgeliefert. Die Angst vor dem Tod dominiert seine Gedanken. So wie es jetzt ist, erscheint das Leben nicht lebenswert. Abhängig von anderen zu sein, ist furchtbar.

Er wächst überbehütet auf. „Mama nahm immer das Schlimmste an". Die Religion spielte eine zentrale Rolle in der Familie, die einer Sekte (Mormonen) angehört. Sexualität ist streng tabuiert und vor der Ehe eine schlimme Sünde. Zwei Jahre vor seiner Geburt war die Mutter mit Zwillingen schwanger, die aber unter der Geburt sterben. Weil der Pat. drei Nieren und zwei Harnleiter hat, ist die Mutter ständig um die Gesundheit des Jungen in Aufregung und Sorge. Von rauen Spielen wird er ferngehalten. Jeden Abend muß er sich fürchten, da er im Hinterhaus, die Eltern aber im Vorderhaus schlafen. Im Vorschulalter wird er erfolgreich urologisch operiert, die Eltern schulen ihn aber vorsichtshalber auf einer Sonderschule für Körperbehinderte ein, die er bis zum Abitur besucht, ohne in irgendeiner Weise körperlich behindert zu sein. Mich hatte er ausgewählt, weil ihm meine Arbeit zur Gruppendynamik zwischen körperbehinderten und nichtbehinderten Menschen bekannt geworden war. Für die Mutter sind er und sein jüngerer Bruder der Mittelpunkt ihres Lebens. Seiner Religionsgemeinschaft gehorchend geht er mit 24 Jahren keusch in die Ehe mit einer Frau, die ebenfalls seiner Sekte angehört. Das Einzige, was seine Grundbesorgnis dämpfen kann, ist das (eigentlich verbotene) Flirten mit anderen Frauen. Zwanzig Jahre lang hat er seine Phantasien unterdrückt, Frauen beim Liebesspiel fesseln und schlagen zu wollen. Wohl nicht zufällig trifft er einige Monate vor Therapiebeginn auf ein weibliches Pendant, das zur Luststeigerung gefesselt und geschlagen werden will. Von Skrupeln geplagt wendet er sich an seine Frau und gesteht seine Begierden. Sie stimmt einem einmaligen Ausleben der Phantasien ihres Mannes zu, in der Annahme, dann hätten die quälenden Vorstellungen wohl ein Ende. Es dürfe aber nicht zum Verkehr kommen. Doch Herr K. erweist sich als schwach und übertritt das Tabu. Die Ängste werden schlimmer. Er tummelt sich in der SM-Szene und frönt seiner Phantasie exzessiv, in dem er sich als Fotograf versucht und sado-masochistische Arrangements in Szene setzt, fotografiert und ins Internet stellt. Mir fällt im Erstgespräch auf, daß er einen Totenkopfring trägt, dem er aber keine Bedeutung beimißt, als ich ihn darauf anspreche. Er gesteht mir, daß er sich davor fürchte, ich könne ihn für einen Sünder halten. Während eines Besuchs bei den Eltern fotografiert er seine Mutter unter einem Vorwand mit mitgebrachten Accessoires, die typischerweise zu seiner sexuellen Orientierung gehören (lederne Fußfesseln mit Nieten).

Das Foto schickt er mir nach der Therapiestunde zu. Es war v. a. dieses Foto, das mich an Nietzsches Kettenkrankheit denken ließ.

Für *Nietzsche* ist die Psychologie "der Weg zu den Grundproblemen" und die "Herrin der Wissenschaften". „Es gab vor mir noch gar keine Psychologie" stellt er selbstbewußt fest. Und in der Tat hat später der nur zwölf Jahre jüngere *Freud Nietzsche* sehr geschätzt und *Nietzsches* ehemalige Freundin *Lou Andreas-Salomé* wird seine Schülerin und als Psychoanalytikerin bekannt. Für Nietzsche ist der Mensch ursprünglich das „nicht festgestellte Tier“ mit einer Kraft, die sich auslassen will. Erst durch die Reibung an seinen Unmöglichkeiten entsteht das Seelenleben, das dann den Menschen mit seiner eigentümlichen Logik in Atem hält. Das Seelische ist bei *Nietzsche* als eine Zumutung für den Menschen dargestellt. Es muss behandelt werden. Das heißt bei ihm „cultivieren“.

Nietzsche spricht von drei verschiedenen Kultivierungsformen des Seelischen:

1. Ein Leben unter Vormundschaft
2. Ein Leben unter Vorbehalt
3. Ein Leben auf eigenes Risiko und in eigener Verantwortung

Ein Leben auf eigenes Risiko und eigene Verantwortung auch für sein Unbewußtes möchte oder kann Herr K. offenbar nicht führen - daran hindern ihn seine Ängste. Er lebt unter Vorbehalt. Hat das vielleicht etwas mit der früheren Vormundschaft durch die Mutter zu tun?

Doch was sagt die moderne Psychologie zu diesem Phänomen?

Wie kann man die Psychodynamik von Herrn K. verstehen? Was ist das für eine Erkrankung? Steht die Hypochondrie im Vordergrund, von der *Otto Kernberg* annimmt, sie sei die Wendung sadistischer Objektbeziehungen gegen sich selbst. Oder haben wir es mit einer lange abgewehrten sexuellen Perversion zu tun, von der *Stoller* davon ausgeht, daß sie im familiären Dunstkreis der mystifizierten Sexualität entsteht nach dem Motto: „Da ist etwas Schönes, aber Du darfst es nicht kennen und haben“.

Wieso sind gerade Stricke, Fesseln und Ketten so reizvoll für den Patienten? In welchem Verhältnis steht das zu den Ängsten? Bei *Freud* können wir lesen, daß Angst ein gewissermaßen toxisches Produkt unabgeführter Libido ist. Psychosexuelle Spannung verwandelt sich also bei der Verdrängung von Lust in Unlust. Wir haben also ein paar Vorahnungen davon, was diesen Mann so ängstlich und unfrei macht?

Aber wie kann das entstanden sein? Der Mensch als „phylogenetischer Nesthocker" (*Portmann*) ist insbesondere in den ersten fünf Lebensjahren zunächst einmal Kräften ausgesetzt, die für die spätere Verfassung seines Seelenlebens grundlegend sind.

Die auf *John Bowlby* zurückgehende Bindungsforschung innerhalb der psychoanalytischen Theoriebildung hat sich der Frage der „Ketten" sozusagen ganz besonders gewidmet. Im Englischen heißt das „Bonding" (so auch in der SM-Szene) und „Attachment".

„Bindung ist ein dauerhaftes, d.h. über Ort und Zeit hinweg bleibendes emotionales Band zwischen zwei Individuen, das durch die innere Repräsentanzen der Bindungspartner charakterisiert wird und das auf der Grundlage der Gesamtgeschichte von Interaktionserfahrungen der Bindungspartner wächst" (*Hedervari*)

Alle organisierten Bindungsmuster sind Anpassungen an die Umgebung und die versorgenden Personen.

Die Bindungstheorie postuliert ein primäres Bedürfnis nach Nähe zu einer Bindungsperson und dieses Bedürfnis ist von überlebenswichtiger Bedeutung. Die verinnerlichten Beziehungserfahrungen sind von hoher Relevanz für die spätere Entwicklung und die späteren Beziehungen sowie die daraus resultierenden Verhaltensmuster. In der späteren Entwicklung im Erwachsenenalter bekommen andere bedeutsame Beziehungen die Qualität einer Bindungsperson, beispielsweise die Intimpartner.

Das Bindungsverhalten des Kindes ist abhängig vom Verhalten der Bindungsperson und deren Feinfühligkeit:

Bindungspersonen, die freundlich, einfühlsam und vorhersagbar auf das Kind reagieren, wenn das Kind belastet ist, bieten diesen eine sichere Umgebung, die es ihm ermöglicht, die Wirksamkeit seiner Gefühle zu validieren und ein Gefühl der Kontrolle über die Umwelt zu entwickeln. (→ sicheres, ausgewogenes Bindungsmuster (Bindung und Exploration sind im Gleichgewicht, sicheres Basis-Verhalten)
Reagiert die Bindungsperson zwar vorhersagbar, aber abweisend und unsensibel auf Belastungen und Ängste des Kindes, wird sich bei ihm zwar ein Verständnis seiner Welt einstellen, aber es wird keine Vorstellung von der Bedeutung eigener Gefühle entwickeln. Dieses Kind verlernt dann den Ausdruck negativer Affekte und wird im späteren Leben negative Gefühle mit falsch positiven Gefühlen überdecken. Solche Personen verbergen also ihre Gefühle oder nehmen sie gar nicht mehr wahr. Situationen werden ausschließlich kognitiv bewertet (→ vermeidend-abweisendes Bindungsmuster).

Reagieren Bindungspersonen überwiegend inkonsistent, verstrickt und unachtsam auf die Belastungen ihres Kindes, lernt das Kind keine Kontingenz bezüglich eigener affektiver Signale und bringt die eigene Bedürftigkeit übermäßig zum Ausdruck. Folgen sind im späteren Leben Probleme mit Intimität, Schwierigkeiten mit Trennungen. Sie erleben Angst vor Zurückweisung und sind überzeugt davon, wenig Kontrolle über das eigene Leben und die eigenen Beziehungen zu haben → ängstlich-ambivalentes Bindungsmuster (bei Erwachsenen nennt man es „verstrickt“).

Eine wichtige Phase der Bindungsentwicklung nennt *Bowlby* „zielkorrigierte Partnerschaft“ Sie beginnt im dritten Lebensjahr. *Judith Marenbach* schreibt dazu: „Das Kind beginnt zu erkennen, welche Gefühle, Motive, Ziele und Pläne das Verhalten der Bindungsperson beeinflussen. Das Kind entwickelt eine symbolische Repräsentanz seiner Bindungsperson, die auch bei physischer Abwesenheit Schutz vermittelt. Die psychische Repräsentanz der Bindungsperson darf nicht mit der Bindungsperson selbst verwechselt werden. Es entsteht kein objektives Bild der Mutter im Kind, „sondern die Repräsentanz der Geschichte der Antworten der Bindungsperson bezüglich der Antworten und Absichten des Kindes.“

So können nach *Brisch* sechs Typen gestörten Bindungsverhaltens entstehen.

1. Fehlendes Bindungsverhalten: kein emotionales Band, kein Protest bei Trennung
2. Undifferenziertes Bindungsverhalten:
   a. soziale Promiskuität - Trost und Zuwendung wird überall gesucht
   b. Unfall-Risiko-Typ mit Weglaufen und ausgeprägtem Risikoverhalten
3. Übersteigertes Bindungsverhalten: exzessives Klammern, jede Trennung bringt Streß (häufig bei Müttern mit Angststörungen und Verlustängsten)
4. Gehemmtes Bindungsverhalten: geringer Widerstand bei Trennungen, zwanghafte Anpassung an Bindungsperson. Gefühle werden nur eingeschränkt gezeigt (häufig bei körperlich mißhandelten Kindern)
5. Aggressives Bindungsverhalten: Beziehung wird durch körperliche und verbale Aggression ausgedrückt.
6. Bindungsverhalten durch Rollenumkehr (Parentifizierung): Kind übernimmt Verantwortung für die Bindungsperson, ist überbesorgt und kontrollierend, Angst vor Verlust.

Unsichere Bindung macht verwundbar für psychische Probleme, obwohl auch das unsichere Bindungsmuster dazu dient, vor bindungsbezogenem Schmerz zu schützen.

In allen klinischen Populationen (z.B. in der psychotherapeutischen Praxis) ist ein deutlich erhöhter Anteil an unsicher gebundenen Personen anzutreffen. Zahlreiche Studien zeigen Zusammenhänge auf zwischen Erwachsenenbindungsmustern und spezifischen Störungen und Problemen.

Was *Nietzsche* noch mit der Emanzipation von den Ketten beschrieben hatte, die nicht recht gelingen will, beschreibt 100 Jahre später die Bindungsforschung mit der Aktivierung des Explorationssystems, das bei Streß wieder von der Aktivierung des Bindungssystems abgelöst

wird. So kommen wir zu einem paradoxen Wirkmuster im Seelenleben, dem „Bindungsparadoxon“:

Fühlt das Kind sich sicher gebunden, trennt es sich, fühlt es sich bedroht, sucht es Nähe. Je sicherer die Bindung, umso eher gelingt das Erreichen von Freiheit und das Aneignen von Welt.

Umgekehrte Entwicklungen führen die Menschen in alle möglichen, oft destruktive Verwicklungen, wie wir bei Herrn K. sehen konnten.

Nietzsche weist auf die trügerische Selbstwahrnehmung des Menschen hin: „Solange wir nicht fühlen, daß wir von etwas abhängen, halten wir uns für unabhängig; ein Fehlschluß, der zeigt, wie stolz und herrschsüchtig der Mensch ist. Denn er nimmt hier an, daß er unter allen Umständen die Abhängigkeit sobald er sie erleide, merken und erkennen müsse, unter der Voraussetzung, dass er in der Unabhängigkeit für gewöhnlich leben und sofort wenn er sie ausnahmsweise verlieren, einen Gegensatz der Empfindungen spüren werde. Wie aber, wenn das Umgekehrte wahr wäre: Daß er immer in vielen Abhängigkeiten lebt, sich aber für frei hält, wo er den Druck der Kette aus langer Gewohnheit nicht mehr spürt?“

Heute wissen wir, daß die Ketten in vielfacher Gestalt am Seelenleben zerren. Sie tarnen sich allerdings gern als spezifische Charakterzüge, neurotische Symptome und Arrangements, Störungen der Sexualpräferenz und psychosomatischen Erkrankungen. So kommen die Patienten in die Praxis des Psychotherapeuten oder in die Psychiatrische Klinik und klagen über alles Mögliche, selten aber über ihre reaktivierten kindlichen Bindungsmuster oder ihre Unfreiheit.

Was bedeutet das alles für unseren Fall. Wir sehen sehr rasch, daß die Mutter bei der Geburt des Sohnes nach der Erfahrung mit den beiden verstorbenen Kindern selbst höchst verunsichert und traumatisiert ist. Meine Diplomandinnen *Glitz* und *Nasse* betonen in ihrer Diplomarbeit, dass es bei prä- und perinatalen Störungen der Mutter leicht dazu kommt, daß die Interaktion mit dem Kind in den ersten Lebensmonaten hilflos, ängstlich oder gar ängstigend sein kann. Das zeigt sich beim Stillen, Füttern, Wickeln und Spielen. Konnte die Mutter ihre

Erfahrungen nicht adäquat verarbeiten, kann sie auch nicht feinfühlig auf ihr Kind eingehen. Die Mißbildung der Nieren könnten außerdem dazu geführt haben, daß sie ihre Ängste nach der Geburt versucht hat abzulegen, indem sie sie auf das Kind projiziert hat, weil es als bedrohlich empfunden wurde (*vielleicht stirbt es ja auch, wie die beiden anderen Kinder zuvor?*).

Brisch und Hellbrügge nehmen an, dass die Eltern sich mit den eigenen projizierten Angstanteilen im Säugling identifizieren und ihn dann als bedrohliches „Angstobjekt" erleben. Durch die Projektionen der Angstaffekte auf das Baby kann dieses aber zunehmend unruhiger werden und auf diese Weise plötzlich im Sinne der Projektionen handeln, indem es sich jetzt selbst sehr ruhig und zurückgezogen, ängstlich, irritierbar oder schreckhaft verhält. Der Säugling oder das Kind muß mit dieser hohen physiologischen Erregungsspannung irgendwie selbst zurechtkommen, wenn die Angst nicht in einer gesunden und schützenden Beziehung abgebaut werden kann. Herr K. darf getrost im Kindesalter als unsicher-ambivalent gebunden angesehen werden, was sich im Erwachsenenalter zu einem unsicher-verstrickten Bindungsmuster fortentwickelt.

Berner, Preuß und Lehmann (in *Strauß*) untersuchten die Bindungs-Befunde bei Sadomasochisten (54,5 % verstrickt, 23 % distanziert, 33 % nicht klassifizierbar, 6,5 % ungelöstes Trauma). Die untersuchten Sadomasochisten unterschieden sich von der Kontrollgruppe weniger durch den Anteil an Depression als durch ihre Reaktion auf depressive Gefühle. Während bei den meisten Menschen depressive Gefühle mit Libidoverlust einhergehen, war es bei den Sadomasochisten gerade umgekehrt; je depressiver und ängstlicher sie waren, desto mehr nahm ihr Bedürfnis nach sexueller Stimulierung zu. *Hilgers* verweist darauf, dass sexuelle Befriedigung in der Paraphilie, wie man Perversion heute nennt, nur eine untergeordnete Rolle spielt. Entscheidend sei die Phantasie der Rache, die ausgeübte Macht und der Triumph. *Stoller* identifiziert den Kern jeder Perversion als Haß und glaubt, daß Perversionen immer dann entstehen, wenn sich Demütigungen in der Kindheit besonders auf die sexuelle Identität bezogen. Dabei spielt die Umkehrung von der Opfer- in die Täterrolle die entscheidende Rolle. Der Versuch, sich von den Ketten der Erniedrigung und Demütigung

der Kindheit zu emanzipieren und die Angst in Schach zu halten führt bei Herrn K. zu perversen Praktiken, die schließlich das ursprüngliche Angstobjekt einholen - die Mutter. Wir müssen annehmen, daß das übersteigerte Bindungsverhalten für Herrn K. charakteristisch war: exzessives Klammern, jede Trennung bringt Stress - häufig bei Müttern mit Angststörungen und Verlustängsten - (vgl. *Brisch*). Diesmal gelingt eine Umkehr der Kontrolle.

Khan versteht Sadomasochismus als einen Affekt, mit dem „eine Atmosphäre von Schmerz erschaffen und aufrechterhalten wird, die der Kontrolle des Ichs unterliegt und libidinisiert werden kann.“

Es entsteht nicht wirklich Lust, sondern es kommt auf die Befreiung von Spannung an. Ein Ersatz für unzureichende mütterliche Fürsorge. Das Objekt des Perversen hat Übergangscharakter, es steht für ein archaisches inneres Objekt, über das durch Externalisierung Kontrolle erlangt wird. Die perverse Phantasie oder Praktik entspringt einem seelischen Schmerz, der erlebt wurde und verlorenging. Herr K. will sich also mit Hilfe seiner Phantasien oder Praktiken vor der Vernichtung schützen, die das unbewusste böse Mutterteilobjekt in ihm erzeugt. Gelingt das nicht, bedrohen ihn die Ängste so sehr, dass er um seine physische Existenz bangen muß. Die Angststörung entspringt somit der Ohnmacht, die Herr K. als Kind erleben mußte. In der Hypochondrie wird der eigene Leib als Partner gegen den sich aggressive Impulse richten, missbraucht. So kann die Krankheit die Aggression vom bewussten Selbst fernhalten, die sich in sadistischen Handlungen dann gegen andere richtet. Die ursprünglich passive Identifikation (Hilflosigkeit) erscheint in den Ängsten und kann durch die Übernahme der Herrscherattitüde abgewehrt werden. Nicht mehr er „liegt in Ketten“ sondern eine Frau, in der Regel stellvertretend für das archaische als bedrohlich erlebte Mutterobjekt. Mit dem Arrangement, seine reale Mutter in Ketten zu legen und dies fotografisch festzuhalten, gönnt er sich den größten Triumph. Die unbewusst dem Totenkopfring zugeschriebene Funktion ist hiervon sicher nur ein blasses Abbild.

Wir finden aber die Richtigkeit der Annahme *Freuds* von 1905 (Bruchstück einer Hysterieanalyse) bestätigt: „Die Krankheitszustände sind in der Regel für eine gewisse Person bestimmt“. Diese Person

lässt sich dann im Verlauf der Behandlung unschwer unter den primären Bindungspersonen ausmachen, auch wenn Partner, Vorgesetzte, Freunde oder Kollegen dafür herhalten müssen.

Ein weiterer Pat., Herr L., ein Lehrer mit einer massiven Schulphobie schilderte mir seine Identifikation mit Eveline, einer Figur aus James Joyce's gleichnamiger Kurzgeschichte in den Dubliner. Die Erzählung beschreibt die letzten Stunden vor der Abreise, ja Flucht, einer 19-Jährigen aus Dublin zusammen mit ihrem Geliebten auf einem Schiff nach Buenos Aires. Sie lässt vor ihrem inneren Auge die Spiele ihrer Jugend Revue passieren, die vertrauten Gegenstände im Haus, den Wahnsinn der Mutter, die nach ihrem Tod sich steigernde Gewalttätigkeit des Vaters, ihre Arbeit als Verkäuferin... Schließlich, im allerletzten Moment, fehlt es ihr an Kraft, sich selbst von den Bindungen an ihre Heimat zu befreien: Auf der Spur ihrer im Wahnsinn geendeten Mutter klammert sie sich in Panik an das Gitter auf dem North Wall Quay - und bleibt zurück, „paralysed and helpless like an animal".

Auch Herr L. war an die Stelle eines toten Bruders gerückt, der in sowjetischer Kriegsgefangenschaft gestorben war („Dein Bruder hat Dich geschickt"), auch hier ließ die Mutter, die bei der Geburt bereits 47 J. alt war, ihn nicht aus den Augen. Sie redete ihm seinen sehnlichsten Berufswunsch - Pilot - aus (endlich das Nest verlassen und ausfliegen! Daraus wird nichts). Er mußte Lehrer werden, um in ihrer Nähe bleiben zu können. Dafür köderte sie ihn mit der Überschreibung des Elternhauses auf ihn, blieb aber selbst mit ihm darin wohnen. Seine Schwester wurde zu seinen Gunsten enterbt. Als er aber erstmals den Gehorsam verweigerte und gegen den Widerstand der Mutter heiratete, zog die Mutter wohl aus schierer Separationsangst, die Symbiose mit ihrem Sohn aufgeben zu müssen, ihren letzten Trumpf. Sie verschluckte sich am Hochzeitsessen, und erstickte schließlich daran („meine Hochzeit war eine knackige Sache"). So war es dem Pat. fortan verunmöglicht, seinen Hochzeitstag ausschließlich seiner Frau zu widmen. Es war zugleich ein Todestag, die Symbiose war zumindest in der unbewussten Phantasie gerettet. Eine normale Weiterentwicklung mit fortschreitender Verselbständigung des Sohnes hatte die Mutter offenbar in einen unerträglichen Verein-

samungs- und Hilflosigkeitszustand versetzt, mit dem sie nicht leben konnte. Wozu sollte Herr L. dann noch als Lehrer in die Schule gehen, die doch stellvertretend nur als Fessel an die Mutter fungierte?

In beiden Fällen wurde das Kind durch die symbiotischen Wünsche der Mütter geschädigt, die durch fehlende Feinfühligkeit für die Bedürfnisse des Kindes keine sichere Bindung ermöglichen konnten. Das Kind hat zwar ein Eigenleben, wird aber gleichzeitig wie ein Ding benutzt.

Was hätten *Nietzsche* und *Bowlby* wohl dazu gesagt? Wir ahnen es!

Weiterführende Literatur:

***Bowlby, J. (*1975):** Bindung. München

***Brisch, K.H.* (1999):** Bindungsstörungen. Von der Bindungstheorie zur Therapie. Stuttgart

***Brisch, K. H., Hellbrügge, T.* (2007) Bindung und Trauma:** Entwicklung und Schutzfaktoren für die Entwicklung von Kindern, Stuttgart

***Freud, S.* (1969):** Hysterie und Angst. Studienausgabe Bd. VI, Frankfurt/M

***Joyce, J.* (1995):** Dubliner. Berlin

***Hilgers, M.* (2001):** Leidenschaft, Lust und Liebe. Psychoanalytische Ausflüge zu Minne und Mißklang. Göttingen

***Kernberg, O.F.* (1998):** Wut und Haß, Stuttgart

***Khan, M. R.* (2002):** Entfremdung bei Perversion, Gießen

***Nietzsche, F.* (1930):** Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte. Leipzig

***Nietzsche, F.* (1967):** Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral. Berlin

***Pfeiffer, E. (Hg)* (1970):** Friedrich Nietzsche, Paul Rée, Lou Andreas-Salomé. Die Dokumente ihrer Begegnung. Frankfurt/M

***Stoller, R. J.* (2004):** Perversion. Die erotische Form von Haß. Gießen

***Strauß, B. (Hg.)* (2008):** Bindung und Psychopathologie. Stuttgart

Irene Gerlach

Aktive Familienpolitik: Herausforderung und Chance für Kommunen[1] Antrittsvorlesung am 17. Dezember 2009

Die Kommunen sind die Orte, an denen der Alltag von Familienleben spielt; hier stellt sich die Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsleben konkret ebenso wie die nach Angeboten guter Familien unterstützender Kinderbetreuung und -förderung sowie die nach Familien unterstützenden Leistungen bei Pflege. Auf der kommunalen Ebene muss es aber auch gelingen der institutionell normativ und qualitativ sehr heterogenen Landschaft von Betreuung, Bildung und Jugendhilfe ein jeweils familien- und problemlagenspezifisches Arrangement Familien unterstützender Angebote abzuringen. Dabei geht es nicht zuletzt darum, Kinder früh und umfassend zu fördern. In der Konsequenz der demografischen Strukturverschiebungen geht es auf kommunaler Ebene auch darum, eine umfassende Daseinsfürsorge überhaupt erhalten zu können. Dabei ist von Bedeutung, dass das Verhältnis von Staat und Familie sich in den letzten Jahren gewandelt hat. Lag die Verantwortung für Bildung, Betreuung und Erziehung von Kindern bis zum vollendeten dritten Lebensjahr bislang fast ausschließlich bei den Eltern, so wird sie zukünftig (ab 2013 mit dem KiföG) im Rahmen eines Kooperationsverhältnisses von Familie und öffentlich garantierter Trägerschaft gemeinschaftlich ausgeübt (BMFSFJ 2008: 5 ff.). Operative Schlüsselakteure sind hier die Kommunen. Familienfreundlichkeit ist für viele Kommunen zu einem Markenzeichen und auch zu einem Standortfaktor geworden, sie kann mit Blick auf die Finanzierungsgrundlagen der Kommunen ebenso wie bezüglich der weiteren Leistbarkeit einer umfassenden Daseinsfürsorge aber auch existentiell sein.

Die Angelegenheiten, die die Kommunen neben der Ausführung von Bundes- oder Landesgesetzen im Rahmen ihrer Allzuständigkeit (Art.

[1] Der Beitrag fasst die wesentlichen Inhalte der Antrittsvorlesung vom 17. Dezember 2009 zusammen

28 Abs. 2) erledigen, umfassen prinzipiell alle Bedürfnisse und Interessen der Einwohner/innen. In Bezug auf eine kommunale Familienpolitik ergeben sich Aufgaben wie beispielsweise die Versorgung mit Kinderbetreuungsinfrastruktur, Familienberatung und -bildung oder die Förderung einer familienbewussten Personalpolitik in lokal ansässigen Betrieben. Kommunale Familienpolitik wird zunächst im Rahmen der Pflichtaufgaben im übertragenen Wirkungskreis sowie im Rahmen pflichtiger Selbstverwaltungsaufgaben wahrgenommen. Die Zuständigkeit konzentriert sich für diese Aufgabenbereiche bei den Familien-, Jugend- und Sozialämtern. Darüber hinaus ist aber in den letzten Jahren eine Vielzahl von Kommunen im Bereich der freiwilligen Aufgaben familienpolitisch aktiv geworden. Formen „aktiver Familienpolitik“ in den Kommunen beziehen sich dabei einerseits auf z. T. umfassende Aufgabenerweiterungen, die Kommunen im Rahmen ihrer Allzuständigkeit im Bereich der freiwilligen Selbstverwaltungsaufgaben übernommen haben, andererseits auf neue Akteurskooperationen zwischen unterschiedlichen Behörden (z. B. in vielen Beispielen „Früher Hilfen“ zwischen Gesundheits- und Jugendämtern) oder auch in Ergänzung behördlichen Handelns um zivilgesellschaftliche Akteure (z. B. durch Kooperationen zwischen Jugendamt und Vereinen in kommunalen Brennpunkten).

Problemlagen

Schon in den vergangenen Jahren nahm die Bevölkerung in vielen Kommunen, v. a. in Ostdeutschland ab. Im nächsten Jahrzehnt wird dieser Rückgang auch die westdeutschen Kommunen erreicht haben.[2] Der Anteil der Frauen zwischen 20 bis 34 Jahren (Basis 2007, Anteil der Frauen in der entsprechenden Altersgruppe), die als zukünftige Mütter in Frage kommen, beträgt in vielen ostdeutschen Ländern unter 50%, was zukünftige Familienbildungen erschwert. Die Anteile der Unter-18-Jährigen sind in vielen ostdeutschen Kommunen stark zurückgegangen, hier werden die westdeutschen Kommunen in den

[2] Für die weiteren Ausführungen und die Beispiele „Aktiver Familienpolitik“ genauer Gerlach u. a. 2009.

nächsten Jahren folgen. Die Anteile ausländischer Bevölkerung variieren in den deutschen Kommunen stark, sie liegen zwischen 14,31% (Hamburg) und 1,54% (Sachsen-Anhalt). Die Integration ausländischer Bevölkerung bzw. solcher mit Migrationshintergrund ist für die Kommunen eine zentrale Aufgabe. Die Kinder aus dieser Bevölkerungsgruppe zu fördern, kann sich als Königsweg der Vermeidung sozialer Folgeprobleme und entsprechender finanzieller Lasten entpuppen. Viele Kommunen weisen deutlich überrepräsentative Anteile von Menschen in Transferbezug auf, deren Integration in den Arbeitsmarkt für die Kommunen nicht nur vor dem Hintergrund finanzieller Entlastungen attraktiv wäre, sondern auch, weil mit Transferbezug oft für die Familien und die Kinder Einschränkungen ihres Entwicklungspotenzials verbunden sind. Eine ganz wichtige Rolle spielen in diesem Zusammenhang Alleinerziehende: Im Zeitraum zwischen 1996 bis 2007 stieg ihr Anteil von 12,6 Prozent auf 16,7 Prozent in den alten und von 17,7 Prozent auf 25,7 Prozent in den neuen Bundesländern (Mikrozensus 2007a). Alleinerziehende sind in erheblich überrepräsentativer Weise durch Familienarmut bedroht: Ihre Armutsrisikoquote (bezogen auf 60 Prozent des Medianeinkommens) liegt bei 36 Prozent (Lietzmann 2009: 1). Unter den Bedarfsgemeinschaften mit Kindern (SGB II) haben sie einen Anteil von ca. 50 Prozent, während ihr Bevölkerungsanteil bei 18 Prozent durchschnittlich liegt. Sie verweilen häufig deutlich länger im SGB II-Bezug als andere Beziehende und sie stellen einen nicht unerheblichen Anteil der „Aufstocker“ (ebenda: 4 sowie Dietz u.a. 2009: 7). Die kleinräumige Familienberichterstattung zeigt, dass die Anteile Alleinerziehender von Stadtteil zu Stadtteil erheblich variieren können (z. B. Stadt Herne 2008: 55), was sozialraumorientierte Projekte zur Qualifizierung, Elternberatung, Kinderförderung und Vereinbarkeit nahe legt.

Ein Blick in die Polizeiliche Kriminalstatistik sowie in die Jugendhilfestatistik gibt deutliche Hinweise auf eine zunehmende Bedeutung erziehungsergänzender Maßnahmen in den Kommunen: Die Misshandlungen Schutzbefohlener haben sich von1992 (1.732) bis 2008 verdoppelt (3.426). Entsprechende Zunahmen gab es auch bei Inanspruchnahme erzieherischer Hilfen (§ 27 SGB VIII), die Zahl der Erziehungs- und Familienberatungen lag 2005 bei 275.667 Fällen, 1991 waren es nur 131.877. Die sozialpädagogischen Familienhilfen (§ 31

SGB VIII) haben sich in der Zeit zwischen 1991 und 2005 fast verdreifacht, die Hälfte davon wurde in Haushalten Alleinerziehender eingesetzt (Statistisches Bundesamt 2007, FS 13).

Vor dem Hintergrund des offensichtlichen Aufgabenzuwachses in der Familienpolitik der Kommunen stellt sich mit Blick auf deren Potenziale aber auch die der Leistbarkeit ohne Erweiterung der Finanzierungsgrundlage. Die Gemeinden mussten im Jahreswechsel von 2008 auf 2009 von einem positiven Finanzierungssaldo von + 7,6 Mrd. Euro ausgehend ein Gesamtminus von mehr als 10 Mrd. Euro hinnehmen, was für 2009 ein negatives Saldo von - 2,9 Mrd. Euro verursacht (Deutscher Städtetag 2009: 5). Der Deutsche Städtetag konstatiert dabei eine Tendenz zur „Abwärtsspirale“ in vielen Städten, die vor allem durch das große Ausmaß an Fremdbestimmung kommunaler Haushalte (ebenda: 18) - etwa durch Sozialausgaben oder Folgen der Bundesgesetzgebung im Betreuungsbereich- eintritt. Gefordert wird ein Systemwechsel hin zu einer aufgabenbestimmten Gestaltung des Finanzausgleichs, der das Konnexitätsprinzip unbedingt beachten muss. Gleichwohl ist hier zu bemerken, dass das besondere Potenzial kommunaler Familienpolitik in der Nutzung zivilgesellschaftlicher Netzwerke liegt, die vorderhand erst einmal allenfalls geringe Kosten verursachen. Sie bedürfen allerdings unter Umständen der Initiierung, ganz sicher der Koordinierung und oft auch der Qualifizierung. Sollen sie erfolgreich arbeiten, müssen dafür auch finanzielle Mittel auf kommunaler Ebene zur Verfügung gestellt werden.

Projektlandschaft

In den letzten Jahren ist in den Kommunen eine Vielzahl von familienpolitischen Projekten entstanden, die auf die aufgezeigten Problemlagen reagieren und Lösungen suchen. Als Basis für die Arbeit wurden vielerorts differenzierte Systeme der Sozialberichterstattung, *Kommunale Familienberichte*, entwickelt. Die familienpolitischen Herausforderungen haben in verschiedenen Kommunen nicht nur ein verstärktes Engagement im Bereich der Neuentwicklung beziehungsweise Umwidmung von Unterstützungsmaßnahmen zur Folge, sondern zeigen sich auch in Form einer *Neuorganisation von*

Akteursnetzen. Neben den in vielen Kommunen entstandenen Lokalen Bündnissen für Familie, ist hier vor allem die immer intensivere Einbindung von Arbeitsgemeinschaften nach § 78 SGB VIII oder von Stadtteil- oder Sozialraumkonferenzen in die politische Gestaltung zu nennen, aber auch eine verstärkte Kooperation der Verwaltungsbehörden untereinander, bis hin zur Neuorganisation ganzer Verwaltungsbereiche. Hier sind z. B: die Zusammenlegung von Jugend- sowie Schulreferaten beziehungsweise Jugend- und Schulverwaltungsämtern zu nennen oder die zwischen Kinder- und Jugend- und Gesundheitsämtern. Hier kann es aber auch darum gehen, die Arbeit der Ämter vollkommen neu zu organisieren, z. B. durch die Einführung der Sozialraumorientierung als leitendem Handlungsprinzip. Um vor allem benachteiligte Familien besser zu erreichen, die bisher die Angebote der *Familienberatung und -bildung* nur wenig nutzen, werden in vielen Projekten verstärkt Maßnahmen konzipiert, die niedrigschwellig sind, häufig einen aufsuchenden Charakter haben und die Stärkung der Elternkompetenz anstreben. Hier ist nicht nur auf die Familienzentren in Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz beziehungsweise die Eltern-Kind-Zentren in Brandenburg zu verweisen, sondern auch auf Patenschaftsprogramme unter Einbindung von Freiwilligen. Im Bereich des *Kinderschutzes* und der frühen Förderung von Kindern legen viele Projekte einen Schwerpunkt auf die Prävention. Festzustellen ist auch, dass das kommunale Engagement im *Bildungsbereich* deutlich zugenommen hat. Kommunales Bildungsmanagement, kommunale Bildungslandschaften sowie insbesondere die Begleitung von Übergängen zwischen Kindergarten, Grundschule, weiterführender Schule und Berufseintritt sind Themen vieler Projekte. In vielen Kommunen werden besondere Anstrengungen unternommen, das *Betreuungsangebot* auszubauen und/ oder eine gute Qualität zu sichern. Die rasant angestiegene Zahl der *Mehrgenerationenhäuser* nutzt Potenziale des Miteinanders von Generationen, und ein in Nordrhein-Westfalen derzeit erprobtes „*Audit familiengerechte Kommune*“ wird zukünftig den Stand der Familienfreundlichkeit dokumentieren und so im Wettbewerb um Familien eine wichtige Rolle spielen. Viele Projekte sehen in der *Integration* von ausländischen Familien bzw. Familien mit Migrationshintergrund einen besonderen Handlungsschwerpunkt. Hier geht es nicht nur um Sprachförderung und Stärkung der Migrantenselbsthilfe, sondern auch um umfassende kommunalpolitisch Integra-

tionskonzepte. Die vielen in den letzten Jahren gegründeten *Lokalen Bündnisse für Familien* stellen nicht nur neue Steuerungsinstrumente dar, sondern sie nutzen auch bisher oftmals brachliegendes Potenzial. In ihnen, aber nicht nur dort, engagieren sich u. a. *Arbeitgeber oder sogar Arbeitgebernetzwerke.* Waren bei Gründung der Initiative der Lokalen Bündnisse nur in 45 Prozent der Bündnisse Unternehmen beteiligt, sind sie heute in zwei Dritteln der Bündnisse aktiv. In vielen Beispielen wird nicht nur die Bedeutung einer besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf als Standortmerkmal deutlich, sondern auch die Chance, die Maßnahmen in diesem Feld für eine verbesserte kommunale Steuerungskompetenz bedeuten.

Die Chancen

Aktive kommunale Familienpolitik bringt für Familien und Gesamtgesellschaft, aber auch für die Kommunen erhebliches Potenzial mit sich. Die Projekte sind alle noch vergleichsweise jung, systematische Evaluationen liegen bisher kaum vor. Dennoch ist ein Nutzen auch für die Kommunen durchaus abzusehen:

Grob systematisierend können im Rahmen einer kommunalen aktiven Familienpolitik sieben Nutzengruppen identifiziert werden:

Bevölkerungsstruktur und Umfang als Existenzgrundlagen kommunalen Handelns: Die positive Beeinflussung von Bevölkerungsumfang und Bevölkerungsstruktur der Kommunen ist einerseits bis zu einem gewissen Ausmaß für diese existenziell im Rahmen ihrer Finanzierung, andererseits ist sie aber auch Grundlage für die Aufrechterhaltung des gesamten Spektrums der kommunalen Daseinsfürsorge, das nur realisierbar ist, wenn eine ausreichende Anzahl an Menschen in allen Altersgruppen vorhanden ist. Dabei geraten Kommunen schnell in einen Teufelskreis: Mit der zurückgehenden Anzahl an Menschen, insbesondere an jungen und wirtschaftlich aktiven Menschen bzw. solchen, die in absehbarer Zeit aktiv sein werden, geht auch eine Einschränkung der kommunalen Leistungsfähigkeit und damit der Attraktivität der Kommunen einher. Durch gezielte familienpolitische Maß-

nahmen wie z. B. die Schaffung eines umfassenden und qualitativ hochwertigen Betreuungs-, Bildungs- und Freizeitangebotes, die Begünstigung familiengerechten Wohnraumes und die Sicherung der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Betreuung bzw. Pflege kann ein möglicher Nutzen aktiver Familienpolitik in der Beeinflussung der zukünftigen Bevölkerungsstruktur bzw. des Umfangs bestehen. D. h. aktive kommunale Familienpolitik soll durchaus auch dazu führen, dass Familien mit Blick auf die durch sie geschaffenen günstigen Lebensbedingungen zuziehen. Sie soll mit Blick auf die zukünftigen quantitativen Bevölkerungsstrukturen darüber hinaus auch die Verwirklichung von Kinderwünschen unterstützen. Und schließlich soll sie zur Förderung der Chancen aller Kinder und ebenso derjenigen von Eltern im Verhältnis zu anderen Bevölkerungsgruppen beitragen.

Aktive Familienpolitik als Strategie zur Reduzierung sozialer Probleme: Die systematische Förderung aller Kinder und Jugendlichen und das ausdrückliche Ziel, allen Menschen aktiv die Nutzung ihrer Chancen zu ermöglichen, bedeutet für die Kommunen, dass sie mit hoher Wahrscheinlichkeit die Last sozialer Folgeprobleme- und -kosten reduzieren können. Wenn es durch frühe Förderung, durch die Schaffung von Familien ergänzende und unterstützende Infrastrukturen im Betreuungs- und Bildungssystem und ebenso wie durch von Freiwilligen getragenen Patenschaften gelingt eine frühe Förderung von Kindern zu erreichen, Erziehungskompetenzen zu verbessern und umgekehrt die Vernachlässigung und u. U. Schädigung von Kindern zu reduzieren, kann dies dazu führen, dass die nicht hinnehmbaren Anteile von Kindern, die das Schulsystem ohne berufsqualifizierenden Abschluss verlassen, reduziert werden. Dies wiederum bedeutet für die Kommunen eine geringere Belastung durch SGB II-Empfänger und alle Folgeprobleme, die mit einer dauerhaften Transferabhängigkeit verbunden sind.

Aktive Familienpolitik als Einsparmöglichkeit der Kosten reaktiver Sozial-, Jugend-, Gesundheits- und Bildungspolitik: Der Nutzen einer stärkeren Betonung präventiven Handelns, das Familien und Kindern frühzeitig Unterstützung und Förderung bietet, kann in der Reduzierung der Kosten für reaktive Maßnahmen liegen. Umfassende kommunale Systeme früher Hilfen können ersten Erfahrungsbekundungen

zufolge dazu führen, dass massive Eingriffe in die Familien von Seiten z.B. des Jugendamtes nicht notwendig werden. Frühe Förderung kann aber auch zu einer deutlichen Reduzierung der Zahl derjenigen führen, die durch „Ehrenrunden“ und „Schleifen“ im Bildungssystem Bildungskosten verursachen.

Kosteneinsparung durch koordinierte Aufgabenorganisation: Insbesondere Projekte im Handlungsschwerpunkt „Behördenkooperation und Neuorganisation“ zeigen, dass ein erwarteter Nutzen in einer höheren Effizienz und Effektivität des Mitteleinsatzes durch strukturelle Veränderungen und Straffung liegen kann. Damit werden Ressourcen freigesetzt, die wiederum adressatengenau, für die Umstrukturierung von Aufgabenfeldern oder für Aufgabenverschiebungen eingesetzt werden können.

Steigerung von Leistungsfähigkeit und Effizienz durch „Ressourcenmatching“: Durch die systematische Kombination von amtlichen und freiwilligen, zivilgesellschaftlichen Akteuren und entsprechender finanzieller Ressourcen kann das Leistungsangebot u. U. erheblich erweitert werden. Viele Beispiele, in denen Mitarbeitende z. B. der Ämter für Familie, Kinder und Jugend Koordinations- und Beratungsfunktionen übernehmen und Freiwillige oder Vereine die konkreten Unterstützungsleistungen erbringen, zeigen, dass entsprechende Formen der Kooperation zu einer faktischen Vervielfachung der Wirkung eingesetzter öffentlicher Ressourcen führen können.

Einnahmeerhöhung durch Familienfreundlichkeit: Durch eine aktive kommunale Familienpolitik geschaffene günstige Lebensbedingungen für Familien, zu denen auch die Garantie von Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienleben gehört, können die Familieneinkommen erhöht, Transferkosten reduziert werden. Direkter Nutzen für die Kommunen entsteht auf der Seite des verminderten Transferbezuges und im Hinblick auf die gesteigerte Kaufkraft der Familien. Auch der kommunal steuerlich bedeutsame Erwerb und Besitz von Wohneigentum kann gesteigert werden, und schließlich kann auch der Anteil der Kommunen am Lohn-, Einkommens- und Umsatzsteueraufkommen gesteigert werden.

Steigerung kommunaler Leistungsfähigkeit durch sozialen Zusammenhalt: Die Intensivierung zivilgesellschaftlichen Engagements in den Kommunen bedeutet eine qualitative gesellschaftliche Weiterentwicklung, nicht nur, weil unter Umständen neue Lösungen oder zumindest Lösungsmuster entdeckt werden können und mehr Menschen aktiv in solche Prozesse einbezogen werden, sie bringt auch eine andere Art politischer Kultur mit sich. Der Nutzen einer solchen „verdichteten" sozialen Interaktion in den Kommunen kann in der Verhinderung der Entstehung oder zumindest Reduzierung vielfältiger sozialer Probleme bestehen.

Literatur

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hg.) (2008): Bildung, Betreuung und Erziehung für Kinder unter drei Jahren. Elterliche und öffentliche Sorge in gemeinsamer Verantwortung, Kurzgutachten des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim BMFSFJ. Berlin.

Deutscher Städtetag (Hg.) (2009): Gemeindefinanzbericht 2009. In: der Städtetag, H. 5.

Dietz, Martin / Müller, Gerrit / Trappmann, Mark (2009): Warum Aufstocker trotz Arbeit bedürftig bleiben. IAB-Kurzbericht (Aktuelle Analysen und Kommentare aus dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung), H. 2, S. 1 - 10.

Gerlach, Irene/ von Hehl, Susanne/ Juncke, David 2009: Vom Nutzen aktiver Familienpolitik - wie Kommunen sowie Kreise profitieren können. Expertise im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Lietzmann, Torsten (2009): Bedarfsgemeinschaften im SGB II: Warum Alleinerziehende es besonders schwer haben. IAB-Kurzbericht (Aktuelle Analysen und Kommentare aus dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung), H. 12, S. 1 - 8.

Statistisches Bundesamt (2007): Fachserie 13, Kinder- und Jugendhilfestatistik. Wiesbaden. (https://www-ec.destatis.de/)

Dass. (2007a): Mikrozensus. Wiesbaden.

Stadt Herne (Hg.) (2008): Familienbericht Herne 2007. Lebenslage und Zufriedenheit von Familie in Kooperation mit der Stadt Herne. Erstellt durch: Zentrum für interdisziplinäre Ruhrgebietsforschung (ZEFIR) der Ruhr-Universität Bochum, Team Familienbe-richterstattung. Herne.

Roderich Kulbach

Projektmanagement in der Migrationsarbeit - Chancen und Grenzen

Abschiedsvorlesung am 19. Januar 2010

1. Zum Begriff Projektmanagement

Projekte sind in der Regel:

❒ einmalig und neu;
❒ besonders ergebnis- und zielorientiert;
❒ in Planung und Ausführung zeitlich begrenzt;
❒ auf Aktivitäten konzentriert;
❒ qualitätsbewusst;
❒ weitgehend frei von hierarchischen Strukturen;
❒ kreativ und innovativ.

Der innovative Charakter, die begrenzte Dauer und die geringe Übertragbarkeit von Projekten erfordern:

❒ eine sorgfältige Planung,
❒ operationalisierte Zieldefinitionen
❒ und eine systematische Ergebnissicherung.

Laut DIN 69901 werden einem Projekt folgende Charakteristika beigemessen:

❒ Zielvorgabe;
❒ zeitliche, finanzielle, personelle und andere Begrenzungen;
❒ Abgrenzungen gegenüber anderen Vorgaben;
❒ projektspezifische Organisation.

Projektmanagement umfasst demnach die Gesamtheit von Führungsaufgaben, Organisation, Techniken und Mittel für die Abwicklung eines Projekts, das heißt:

❒ alle Planungs-, Steuerungs-, Kontroll- und Informationstätigkeiten;
❒ die Entscheidungen über Personal, Zeit und Ablauf;
❒ Betreuung des / der Teams (Arbeitsgruppen**).**

2. Projektleitung

Die Arbeit in Projekten bezieht sich auf eine Zusammenarbeit zwischen Menschen, die gemeinsam den Projekterfolg herbeiführen wollen. Projektmanagement ist also in Teilen auch Personalmanagement, wobei in vielen Stellen der Aspekt des Führens wesentlich ist, zum Beispiel bei:

❒ Anleitung und Integration der am Projekt beteiligten Kolleginnen und Kollegen;
❒ Koordination der Zusammenarbeit;
❒ Information und Berichterstattung;
❒ Fällen von Entscheidungen;
❒ Durchführung von Projektbesprechungen.

Projekte im sozialen Bereich sind stark auf „soft skills“ ausgerichtet, die die Akzeptanz und Motivation der mit dem Projekt verbundenen und davon partizipierenden Menschen betreffen. Projektverantwortliche sind hier als „social engineers“ zu verstehen, die im Stil eines Coaches die erwünschten Ziele und Ergebnisse des Projekts zu erreichen versuchen. Sie müssen mehr im Bereich der Vertrauensbildung, Überzeugung und Motivation arbeiten. Im Gegensatz zu technischen Projekten können sie im sozialen Bereich Ergebnisse mathematisch nicht genau berechnen. Dennoch müssen sie durch eine stringente Evaluation den Erfolg des Projekts annäherungsweise belegen.

Für das Projektmanagement ist also eine transformative Führung gefragt, die dadurch gekennzeichnet ist, dass:
❒ mit Visionen Aufmerksamkeit geweckt wird;
❒ durch Kommunikation Sinn vermittelt wird;
❒ Standpunkte eingenommen und Positionen bezogen werden;
❒ eine Entfaltung der Persönlichkeit ermöglicht wird durch:

- positives Selbstwertgefühl
- Lernen aus Fehlern
- Erkennen von Stärken und Kompensation von Schwächen
- Entwickeln von Talenten
- Übereinstimmung von Qualifikationen und Anforderungen.

Erfolgreiche transformative Führung im Projekt besagt zudem, dass diejenigen, die die Führung auszuführen haben:

❒ sich als Agenten des Wandels (change agents) verstehen;
❒ couragiert sind;
❒ anderen Menschen vertrauen;
❒ wertorientiert handeln;
❒ motiviert sind, lebenslang zu lernen;
❒ mit Komplexität, Mehrdeutigkeit und Unsicherheit umgehen können;
❒ Visionen haben.

3. Phasenmodell für Projekte

Die Phasen von Projekten werden herkömmlich unterteilt in:

- ❒ Planung
- ❒ Durchführung
- ❒ Bewertung.

Kein Projekt entsteht ohne eine erste Idee oder Anregung. Diese kann sich aus den Arbeitsvollzügen des Alltags ergeben oder durch äußere Anlässe ausgelöst werden. In vielen Fällen wird es sich um eine Mischung aus inneren und äußeren Entwicklungen handeln. Als ein klassisches Beispiel für einen „äußeren Anlass“ gelten Förderprogramme von der kommunalen über die Landes- und Bundesebene bis zu Fördermitteln der Europäischen Union.
Die Projektidee kann also aus der Einrichtung kommen oder an die Einrichtung herangetragen werden. In jedem Fall gilt es, drei Fragen vor dem Einstieg in die Arbeit zu beantworten:

- ❒ Entspricht die Idee dem Auftrag der Einrichtung?
- ❒ Gibt es genug Projektinteressierte innerhalb der Einrichtung oder in Kooperation mit Netzwerkpartnern, um das Projekt zu realisieren?
- ❒ Steht die Leitung hinter dem Projekt?

Nachdem die Projektidee gefunden und präzisiert wurde, können die Rahmenbedingungen festgelegt und die notwendigen Vereinbarungen getroffen werden. Von der Präzisierung der Ziele hängt nicht nur die Praxisrelevanz des Projekts ab; möglichst konkrete Zielbeschreibungen sind auch die Voraussetzung für die weitere Operationalisierung, das heißt für die Erfassung durch mess- und beobachtbare Indikatoren.

Die Projektkonzeption muss vor allem Aufschluss über die verfolgten Ziele der Maßnahme geben. Die Zielausrichtung ist die strategische Ausrichtung jedes Projektes. Ziele sind Orientierungsgrößen und Leuchtfeuer in der Zukunft, die dem gegenwärtigen Handeln die Richtung weisen. Ziele stellen also den Endpunkt bestimmter Fortentwicklungsphasen dar und müssen in einem überschaubaren Zeitraum er-

reichbar sein. Steuerungstechnisch werden in der Regel drei Zieldimensionen unterschieden, nämlich Grundsatzziele, wirtschaftliche Ziele und sachliche Ziele. Die Festlegung von Zielen erfordert eine vorherige exakte Beschreibung der Ist - Situation.

Die Ist-Situation ist die Ausgangslage, von der aus zielgerichtet auf einen veränderten Zustand hingearbeitet werden kann und ist in einem Projektförderantrag vergleichbar mit der Situationsanalyse.

Ziele von gemeinwesenorientierten Integrationsmaßnahmen werden unter anderem mit Blick auf die Verbesserung der Ressourcen beziehungsweise der Lebenslagen der Wohnbevölkerung in einem Sozialraum, der Aktivierung der Selbsthilfepotentiale oder der Reduzierung / Beseitigung möglicher Konflikte zwischen Gruppen der Wohnbevölkerung formuliert. Aus Zielen sollen sich unmittelbar Handlungen in Projekten ableiten lassen (also zum Beispiel ein positiver Zustand/Erfolg der Integrationsarbeit, der maßgeblich auf die Arbeiten des geförderten Projekts zurückzuführen sein soll).

Herkömmlich werden unter zeitlichen Gesichtspunkten und hinsichtlich ihrer Bedeutung drei Zielebenen unterschieden:

❒ Grundsatzziele: Zielvorgaben mit umfassender Bedeutung für längere Zeiträume und sind am Leitbild der Organisation orientiert. In einem Projekt geben sie die Richtung der Arbeit an (zum Beispiel die pädagogische Arbeit mit jugendlichen Aussiedlern und Aussiedlerinnen);

❒ Rahmenziele: leiten sich aus den Grundsatzzielen ab und konkretisieren sie für einen bestimmten Zeitraum, wie ein Jahr (zum Beispiel neue junge Mitglieder der Zielgruppe nehmen an Aktivitäten des Verbandes teil);

❒ Ergebnisziele: besitzen Handlungsrelevanz und sollen in ihrer Summe zwangsläufig zum Erreichen der Rahmenziele führen (zum Beispiel Gründung einer Jugendgruppe bis zum ..... mit mindestens neun Mitgliedern der Zielgruppe).

Nicht verwechselt werden dürfen:

❒ Ziele: Welche Veränderungen wollen wir erreichen? (Beispiel: Interkulturelle Lernprozesse im Stadtteil fördern durch Aufbau eines Interkulturellen Netzwerks)

❒ Maßnahmen: Wie, womit oder wodurch wollen wir dieses Ziel erreichen? (Beispiel: work - shop mit Vertretern und Vertreterinnen relevanter Gruppen zu gemeinsam interessierenden Fragen, wie „Erfahrungen aus der interkulturellen Eltern - Kind - Gruppe“ oder aus dem Projekt „Deutsche und Ausländer - Gemeinsam aktiv im Alter“)

❒ Indikatoren: Woran erkennen wir, dass die angestrebten Veränderungen eingetreten sind? (Beispiel: Anzahl der interorganisatorischen Veranstaltungen, Anzahl der Teilnehmenden)

❒ Maßstäbe: Nach welchen Kriterien messen wir eingetretene Veränderungen? (Beispiel: Gab es in den beteiligten Einrichtungen durch die Gründung des Netzwerks ein qualitativ und quantitativ verbessertes interkulturelles Angebot?)

Bei der Festlegung von Zielen empfiehlt es sich, die Grundsatzziele im Auge zu behalten (zum Beispiel aus den Leitlinien des Diakonischen Werkes von 1997: Wir sind da, wo die Menschen uns brauchen.) und daraus ein Rahmenziel abzuleiten (zum Beispiel: Verbesserung des Schulerfolgs von Migrantenkindern durch Einbeziehung deren Eltern). Die Zielerreichung sollte spätestens nach Auslaufen der Förderung erreicht worden sein. Nicht empfehlenswert ist, sich ausschließlich auf Grundsatz- oder Rahmenziele zu beschränken. Diese Ziele sind zu abstrakt gehalten und daher schwer messbar. Sie sollten deshalb durch Ergebnisziele konkretisiert werden, weil diese durch Indikatoren nachweisbar sind (siehe unten).

Zusammen gefasst lässt sich ein einfaches Prüf- System darstellen, das für die Ziele in der Projektarbeit vieles auf den Punkt bringt: das SMART - Prinzip. SMART bedeutet für den Zielbaum:

❒ spezifisch: konkret und präzise;
❒ messbar: überprüfbar;
❒ aktionsorientiert: in einer Liste von Aktionen darstellbar;
❒ realistisch: erreichbar (auch bei Hindernissen);
❒ terminierbar: es gibt feste Zwischen- und Endtermine.

4. Probleme im Projektmanagement

Probleme im Projektmanagement haben i. d. R. ihre Ursachen entweder in der Strategie- oder in der Projektkultur. Sach- oder Strategieprobleme ergeben sich u. a. bei:

❒ fehlender Orientierung;
❒ unklaren Prioritäten und Randbedingungen;
❒ stillen Zielen der Beteiligten;
❒ unrealistischen Vorgaben;
❒ unklarer Stellung des Projektleiters;
❒ mangelnder Entscheidungsorganisation;
❒ fehlenden Unterlagen.

Schwierigkeiten in der Projektkultur haben häufig Teamprobleme als Ursache, z. B.:

❒ kein gemeinsames Verständnis der Aufgabe;
❒ persönliche Interessen;
❒ ungeklärte Meinungsverschiedenheiten;
❒ Abteilungsegoismen;
❒ Machtkämpfe (Apollo Syndrom);
❒ fehlender Informationsaustausch;
❒ Denken in vertrauten Strukturen;
❒ unsystematische Arbeitsweise.

Strategieprobleme ergeben sich häufig bei Divergenzen zwischen dem Auftraggebern und dem Management. Von einem Konflikt auf Gruppenebene spricht man, wenn starke Unstimmigkeiten zwischen Projektleitung und (wichtigen) Projektmitgliedern bestehen bzw. zwischen den Projektmitgliedern selbst. Die Ursachen von Konflikten

können unscheinbar oder sogar geerbt sein. Gemeinhin werden primäre, sekundäre und tertiäre Konflikte unterschieden. Primäre Konflikte ergeben sich z. B. bei Konkurrenz um Ressourcen oder Reorganisationsmaßnahmen, wie z. B. der Zusammenlegung von Einheiten in einer Hochschule. Sekundäre Konflikte treten u. a. auf bei der Dominanz einer Gruppe von Projektmitgliedern. Tertiäre Konflikte beziehen sich auf Unterschiede in der Wahrnehmung oder die Gültigkeit von unterschiedlichen Regeln für die Projektmitglieder.

Die für Projekte relevanten Konflikte sind also unterschiedlicher Natur; sie ergeben sich fast zwangsläufig aus der Tatsache, dass Projekte komplex und relativ schwierig konzipiert sind. Umso wichtiger ist der weitsichtig geplante Einsatz von Projekten. Dies umso mehr, weil man aus Konflikten in Projekten sehr viel über zu erwartende Konflikte für die gesamte Organisation lernen kann. Zu diesen negativen Folgen von Konflikten zählen Instabilität und Desorientierung im System, Stress und Unzufriedenheit mit der Folge von Funktionsstörungen und mangelnder Steuerungsfähigkeit.

Andererseits können Konflikte im Projekt, wie solche in jeder Organisationsform menschlichen Handelns, auch positive Aspekte haben. Konflikte treten in Projekten mit zwei Gesichtern auf; zum einen bringen sie Bewegung in das Geschehen und rufen Veränderung hervor, zum anderen geht von ihnen Disharmonie und Stress aus, so dass ernsthafte Störungen für das Ergebnis auftreten können. Gutes Projektmanagement sorgt also dafür, dass Projekte nicht vollständig konfliktfrei bleiben, da es ihnen sonst an Dynamik fehlt. Dabei müssen Konflikte funktional bleiben, dysfunktionale Konflikte absorbieren lediglich Energie. Die Kunst gelungenen Projektmanagements ist es, die beiden Dimensionen zu unterscheiden und bei dysfunktionalen Störungen einzuschreiten, gleichzeitig aber bei funktionalen Konflikten für Unterstützung zu sorgen.

5. Projekte mit interkultureller Zielrichtung

Die immer größer und komplexer werdende Vielfalt von Werten und Lebensanschauungen in unserer Gesellschaft macht interkulturelle Orientierung und Kompetenz in sozialen Einrichtungen unumgänglich. Das heißt, kulturelle Vielfalt verlangt nach professionellem Handeln und einer kritischen Überprüfung bisheriger Arbeitskonzepte, Handlungsansätze, Angebote institutioneller Strukturen und Rahmenbedingungen in den sozialen Diensten. Umsteuerungen vollziehen sich dabei häufig ungeplant und erfassen nicht sofort die gesamte Organisation. Projekte mit interkultureller Zielrichtung können hier helfen, eine Veränderung der eigenen Organisation stufenweise zu vollziehen.

Projekte zur Integration von Zuwanderern werden durch unterschiedlichste Programme gefördert. Der dahinter liegende Gedanke ist in der Regel, gemeinsam Wege der kulturellen Annäherung zu beschreiten. Auch bei der Umsteuerung zu interkultureller Öffnung von Organisationen leisten Projekte eine wichtige Hilfestellung. Durch sie werden Ansätze erprobt und Erkenntnisse gewonnen, die die Praxis interkultureller Arbeit unterstützen und konkrete Wege zur Umsetzung der Thematik aufzeigen, zum Beispiel:

- Wie können interkulturelle Öffnungsprozesse initiiert, unterstützt und begleitet werden?
- Wie kann die Sensibilisierung / Motivierung / Aktivierung zur interkulturellen Öffnung voran getrieben werden?
- Welche Aspekte soll die Qualifizierung und Begleitung von Öffnungsprozessen beinhalten?
- Wie kann die Heranführung der Migranten und Migrantinnen an die sozialen Dienste gewährleistet werden?
- Wie verändert sich die Rolle der Migrationsfachdienste dabei?

Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die sich interkulturellen Projekten zuwenden, bedürfen daher eines breiten Spektrums interkultureller Kompetenzen. Interkulturelle Kompetenz meint dabei eine um die kulturelle Komponente erweiterte Form von sozialer Kompetenz; das heißt Kompetenz- und Handlungsfähigkeit in kulturellen Überschneidungssituationen, also die Fähigkeit, mit Angehörigen anderer Kultu-

ren zur wechselseitigen Zufriedenheit, unabhängig, kultursensibel und wirkungsvoll interagieren zu können. Interkulturelle Kompetenz bedeutet die Fähigkeit:

- Interkulturelle Situationen und Zusammenhänge wahrzunehmen, sie mit ihren Problemstellungen zu erfassen und in ihren Chancen zu begreifen.
- Das eigene Bedingungs-, Bezugs- und Wertesystem zu sehen und eigene Einstellungen, eigenes Verhalten und Handeln kritisch reflektieren zu können.
- Interkulturelle Prozesse zu initiieren, Diskriminierungen entgegen zu steuern und vorhandene Benachteiligungen abzubauen.
- Konflikte im interkulturellen Kontext wahrnehmen und bearbeiten zu können.
- Wissen anzueignen (Migrationsgeschichte, rechtliche Situation, kulturelle Orientierungen, Prävention, geeignet Methoden zu kennen).
- Das Gelernte professionell in die Strukturen der eigenen Organisation übertragen zu können.

Gerade die Debatte über interkulturelle Kompetenz weist auf ein Problem hin, das nicht nur bei Projekten im Migrationsbereich auftritt, aber dort besondere Relevanz hat, nämlich die Messbarkeit von Projekterfolgen. In interkulturellen Arbeitsfeldern tauchen viele sogenannte „intangible aspects“ auf, also Sachverhalte, die im quantitativen Sinne nicht messbar sind. Gemeint sind Einflussgrößen menschlichen Handelns, subjektive Einstellungen, Verhaltensweisen und Fähigkeiten, wie interkulturelles Lernen oder interkulturelle Konfliktfähigkeit. Diese Bereiche sind zudem sehr personalintensiv; menschlichen Vermittlungsprozessen kommt eine entscheidende Bedeutung zu, weil durch individuelles Agieren die persönliche Wirkung der Akteure im Vermittlungsprozess stark beeinflusst wird.

Hinzu kommt eine außerordentliche Differenzierung bei den Zielgruppen von Projekten im Migrationsbereich nach Alter, kulturellem Hintergrund, Geschlecht und Nationalität. Angestrebte oder gezielte Einstellungs- und Verhaltensänderungen lassen sich daher nie linear von bestimmten pädagogischen oder Vermittlungsinterventionen ab-

leiten. Persönliche Komponenten bei den Adressaten oder die jeweiligen Rahmenbedingungen spielen eine entscheidende Rolle, so dass dieselben Projekte in verschiedenen Situationen durchaus verschiedene Ergebnisse haben können.

Neben diesen inhaltlichen und methodischen Fragen gibt es eine strukturelle Problematik bei Projekten im interkulturellen Bereich. Projekte sollen, wie aufgezeigt, dazu dienen, langfristige Lösungen auf dem Probeweg vorzubereiten. Im Migrationsbereich dienen sie jedoch nicht selten als Ersatz für die dauerhafte Übernahme einer notwendigen Maßnahme in die Linie, weil dafür kein Geld da ist. Vielfältige Programme im Migrationsbereich aus den unterschiedlichsten Ebenen (Europa, Bund, Land) zeugen in der Realität davon, dass sehr sinnvolle und erprobte Projekte keine langfristige Implementierung erfahren sondern von Bewilligungszeitraum zu Bewilligungszeitraum umgeschrieben werden, um mit neuem Namen weitere Zuschüsse zu sichern. Hierfür dürfte eigentlich der Begriff „Projekt“ nicht verwendet werden. Die maroden Gemeindefinanzen lassen jedoch erwarten, dass sich hieran in naher Zukunft auch nichts ändern wird.

6. Empfohlene Literatur

Beywl, W., u. a., 2000, Zielgeführte Evaluation von Programmen - Ein Leitfaden, in: BMFSFJ, Hg., Materialien zur Qualitätssicherung in der Kinder- und Jugendhilfe, Heft 29, Bonn

Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege, 2002, Die Freie Wohlfahrtspflege - Profil und Leistungen, Freiburg

Burghardt, , M., 2001: Einführung in das Projektmanagement, Köln

Diethelm, G., 2000: Projektmanagement, Bd.1 Grundlagen, Herne

Diethelm, G., 2001: Projektmanagement, Bd.2 Sonderfragen, Herne

Ebel, B., 2001: Qualitätsmanagement, Herne

Krummacher, M., Kulbach, R., 2004: Interkulturelle Kompetenz in Beruf und Ausbildung sozialer Berufe, in: Frenzke - Kulbach, A., Hg., Soziale Arbeit mit Migrantinnen und Migranten - Beiträge zu theoretischen Konstrukten und praktischen Handlungsfeldern (FESA - Transfer Band 10), Bochum

Kulbach, R., 2007: Organisation und Verankerung interkultureller Arbeit in sozialen Einrichtungen, in: Zacharaki, I., u. a., Hg., Praxishandbuch „Interkulturelle Kompetenz vermitteln, vertiefen, umsetzen“, Schwalbach, Ts., S. 131 - 148

Kulbach, R., 2009: Handbuch Ziele, Indikatoren und Evaluation in Projekten der Migrationsarbeit, Diakonie Texte - Handreichung 6/2009, Berlin

Liebald, C., 1998: Leitfaden für Selbstevaluation und Qualitätssicherung, in: BMFSFJ, Hg., Materialien zur Qualitätssicherung in der Kinder- und Jugendhilfe, Heft 19, Bonn

Madaus, B. J., 2002: Handbuch Projektmanagement, Stuttgart

Meier, H., 2004: Internationales Projektmanagement, Herne

Olfert, K., 2007: Kompakt - Training Projektmanagement, Ludwigshafen

Reichwein, A., u. a., 2004: Integrationsarbeit effektiv organisiert, Hg: MGSFF NRW, Düsseldorf

Schmitz, H., u. a., 1986: Projektplanung und Projektcontrolling - Planung und Überwachung von besonderen Vorhaben, Düsseldorf

Schreyer, A., u. a., 2000: Leitfaden für Qualitätsbeauftragte, in: BMFSFJ, Hg., Materialien zur Qualitätssicherung in der Kinder- und Jugendhilfe, Heft 28, Bonn

Zacharaki, I., 2007: Interkulturelle Kompetenz als Bildungsaufgabe im System sozialer Hilfen, in: dieselbe, u. a., Hg., Praxishandbuch „Interkulturelle Kompetenz vermitteln, vertiefen, umsetzen“, Schwalbach / Ts., S. 15 - 28

Bernd Beuscher

Die Gemeinde der Gemeinde.

Entwurf einer theonomen[1] Gemeindepädagogik

Baustelle[2] zur Reakkreditierung und wissenschaftlichen Weiterentwicklung von Gemeindepädagogik

Antrittsvorlesung am 15. April 2010

„Von seinem Ursprung her gehören erneuernder Reformwille und Abgrenzung gegen Missbräuche zum Wesen des Protestantismus. Insofern überwiegt hier das *kritische, polemische* Element.“[3]

Sehr geehrte Damen und Herren, der praktische Theologe Gert Hartmann sagte 1996: „Schon der Begriff Gemeinde wirkt wie eine Droge: er vernebelt das Gehirn und vergiftet die Seele.“ Dies wird durch die Kombination mit dem Begriff „Pädagogik“ nicht viel besser. Auch dieser Begriff löst oft unberechenbare Nebenwirkungen aus. „Gemeindepädagogik“ ist ein anfechtbarer Begriff. Das ist ein gutes Zeichen. Es ist angemessen und muss so sein, dass die Bezeichnung „Gemeindepädagogik“ eine „Begriffslegierung“, eine „Frageperspektive“, und ein „heuristischer Suchbegriff“ ist (Roland Degen)„ ein „Container-Begriff“ (Karl Foitzik), ein „Programmwort“ für eine „reale Utopie“, (Henning Schröer), ein „Provisorium “(Dietrich Zilleßen). Wir werden theologisch arbeiten müssen, um aus dieser Anfechtung Profit zu ziehen.

Es gilt anzuknüpfen an

- Paul Drews, der 1898 laut einer Zusammenfassung durch Bernard Suin de Boutemard analysierte: „Drews betrachtete evangelische Kirchenkunde, religiöse Volkskunde und Religionspsychologie als eine notwendige Aufgabe der Praktischen Theologie. Nur so könne sie ‚das thatsächliche, empirische religiöse Leben’ erfassen. Die Anregung, Kirchenkunde als ein wissenschaftliches Fach der religiösen Volks-

[1] Theonom = Gott Gott sein lassen.

[2] Der vorliegende Text dokumentiert den momentanen Diskussionsstand des Fachbereichkollegiums.

[3] H. Fischer, Artikel *„Protestantismus I“*, in: TRE, Band XXVII , Berlin 1997, 544.

kunde zu begründen, ergab sich für Drews von daher, dass die theologische Ausbildung den angehenden Pfarrern zwar die dogmatische Lehre der Kirche vermitteln, aber überhaupt keinen Einblick in die empirische Kirche und die tatsächliche religiöse Lebenswelt geben würde. Die dogmatische Aussage zur Kirchenlehre werde weder mit der empirischen und der geschichtlich gewordenen Kirche, noch mit einer ‚wirklichen Kenntnis des gegenwärtigen religiösen Lebens innerhalb und außerhalb der Landeskirchen' in Verbindung gebracht."[4]

- Friedrich Niebergall, der 1918 in seiner Praktischen Theologie festhält: „Es kommt weniger darauf an, dass die schon christlichen Glieder der Gemeinde auf die andern wirken, sondern, dass der Gedanke der Gemeindepädagogie herrsche, der darauf hinausläuft, einmal voll Vertrauens allerlei Menschen, die guten Willens sind, zur Arbeit an ihren Brüdern zu führen, um sie dann auch dadurch zu Christus zu bringen. [5] Wer mitarbeiten möchte, „arbeite in der Welt"[6], nicht in der Kirche.

- die Kirchenreformbewegung von Berneuchen, die 1926 festhielt:
„Die lebendige Gemeinde war und ist ein kaum zu ertragender Fremdkörper innerhalb der evangelischen Kirche!" (Das Berneuchener Buch[7])

- Karl Barth, der als Annonce solidarischer Kooperation von Menschen, „die im Dienst gemeinsamer Aufgaben in einem gemeinen Wesen zusammengefasst sind", 1946 nach den bitteren Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus unter der Überschrift „Christengemeinde und Bürgergemeinde"[8] das Verhältnis von Kirche und Staat grundsätzlich reflektierte. In diesem Aufsatz war kirchenselbstkritisch von „christlichen Schrullen" die Rede, von bloßer „Restauration", und es fällt der Satz „die Botschaft der Christengemeinde kann verblöden". Das ist hoch aktuell.

- Friedrich Wilhelm Bargheer, der 1974 an die EFH Bochum kam. Bergheer sah Gemeindepädagogik schwerpunktmäßig als kirchliches

[4] B. S. de Boutemard, Sozialer Wandel und Professionalisierung der Gemeindepädagogik, in: IJPT 1 (1999) 15/16.
[5] F. Niebergall, Praktische Theologie, 2 Bände, Tübingen 1918/1919, I/487.
[6] Ebd. I/272.
[7] Das Berneuchener Buch. Vom Anspruch des Evangeliums auf die Kirchen der Reformation, Hamburg 1926 - Neuausgabe: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1978, 54; im Folgenden zitiert mit BB.
[8] K. Barth, Christengemeinde und Bürgergemeinde, Bielefeld 1946.

Bildungsreformprogramm. Dabei war ihm der enge Zusammenhang von Christengemeinde und Wohnortgemeinde, von Gemeindepädagogik und Gemeinwesenarbeit wichtig - mit Herz und Verstand für die Kirchengemeindefernen.

- An José Comblin, der 1987 festhielt: „Jede christliche Gemeinde ist eine unlösbare Aufgabe. Sie ist nicht verbucht unter den wirtschaftlichen, politischen oder sozialen Kräften der Welt. Statistisch ist sie höchst unbedeutend ... Der überwiegende Teil lebt noch on pfarrgemeindlichen Schutzräumen, und diese sind eher die Reste der alten Christenheit als die Anfänge eines neuen, inmitten der Welt von heute gewonnenen Volkes.“[9]

- Wolf-Eckehart Failing. Failing sah 1989 „Gemeindepädagogik am Anfang ihrer Selbstklärung“ und engagierte sich in einer Ringvorlesung an der EFH Darmstadt gegen eine „Funktionalisierung von Erziehung im institutionszentrierten Interesse“: „Zu suchen ist für die Gemeindepädagogik ein theologischer Ansatz, der die Einheit von Glauben und Leben, von sozialem Lernen und religiösem Lernen, von Spiritualität und politischer Verantwortung, von örtlicher und weltweiter Gemeinde hinreichend zu begründen weiß. Subjekt - Gemeinde - universales Reich Gottes sind als spannungsreiche Bezugsgrößen gemeindepädagogischen Handelns zu durchdenken und durchzuhalten ... Gemeindepädagogen/ginnen dürfen die Kirche nicht von der Aufgabe entlasten, selber eine Lerngemeinschaft zu sein ... eine solche Kirche ist nicht der stabile Ort für unruhige Wanderer, sondern selbst als wanderndes Gottesvolk unterwegs“[10]

- Henning Schröer, der 1998 erklärte: „Wenn Gemeinde manchmal gespenstisch wirkt, dann ist das nur ein Zeichen dafür, dass der Geist nicht im Abo kommt und auch außerhalb der Kirche sein gutes Wesen treibt.“[11]

- Bernard Suin de Boutemard, der 1999 erinnerte: „Es ist der protestantische Laie, der in der profanen Welt unter den Bedingungen der Aufklärung und Moderne arbeitet. Für ihn macht es keinen Sinn, theo-

[9] J. Comblin, Das Bild des Menschen, Düsseldorf 1987, 31, 35.

[10] W.-E. Failing, Gemeindepädagogik am Anfang ihrer Selbstklärung. Nachzeichnung einer Verengungsgefahr und Hinweise für die Aufgabenstellungen der Weiterarbeit, in: F. Barth (Hg.), Gemeindepädagogik im Widerstreit der Meinungen. Ringvorlesung der EFH Darmstadt im SS 1989, Schritte Nr. 2 1989, Darmstadt 1989, 200-257, 233, 235, 238.

[11]

logisch richtige Sätze zu formulieren und Glaubenswahrheiten zu konstatieren, die folgenlos sind. Wenn er religiös authentisch leben und reden will, dann muss für ihn eine ‚performative Konfessionalität' an die Stelle einer konstatierenden treten."[12]
- die EKD-Denkschrift „Maße des Menschlichen" aus dem Jahre 2003, wo es hieß: „Die Kirche ist kein abstraktes, distanziertes Gegenüber, sondern ein konkreter, lebendiger Teil der Gesellschaft. Ihre Glieder sind als Bürger des Gemeinwesens und Teilnehmer an allen binnengesellschaftlichen Prozessen von den Veränderungen mit betroffen ... Ihre Mitglieder tragen als Erzieherinnen und Erzieher, Lehrer und Lehrerinnen, Schulverwaltungsbeamte und Bildungspolitiker, wissenschaftliche Pädagogen und Theologen in allen Sparten öffentliche Mitverantwortung."[13]

1. Zur Performance der Gemeinde zwischen Marketing und Martyria

In den christlichen Traditionen und theologischen Diskursen ist viel von einem Wo der Christengemeinde die Rede, was wohl an Matthäus 18,20 als Hauptreferenz liegt. Dort heißt es „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen". Dieses „Wo" fördert ein irgendwie feststellendes, z.B. ein pfarrbezirkliches, ein milieu-, jargon- oder labelfixiertes Wo-Missverständnis von Erkennbarkeit nach dem Motto: „Am Türschild, am Kirchturm, am Jargon, am Etikett, am Lippenbekenntnis, an der Nettigkeit, an der Kirchlichkeit sollt ihr sie erkennen!" Das sähe dann z.B. so aus:

[12] B. S. de Boutemard, Sozialer Wandel und Professionalisierung der Gemeindepädagogik, in: IJPT 1 (1999) 12.
[13] EKD-Denkschrift „Maße des Menschlichen", Gütersloh 2003, 54/55.

Szene 1:
Jemanden vereinnahmen:
„Kirche“ kümmert sich ausgewiesen,
mit viel Worten und gestenreichen Beteuerungen

1979 kreierte Nutella den vielfach kopierten Werbeslogan „Nur wo Nutella draufsteht, ist auch Nutella drin.“ Was für Nutella gilt, gilt jedoch nicht für die Christengemeinde. Für sie gilt eine ausdrückliche Warnung vor Labelgläubigkeit. Viele rufen „Herr! Herr!“, das beweist gar nichts (Mt 7,21). Das Versammeltsein „in meinem Namen“ bedeutet nicht, dass es darauf ankommt, dass „Jesus“ am Türschild oder Revers steht. „In meinem Namen“ meint nicht „mit klerikaler Floskel“ oder „unter Lippenbekenntnis“. Was bedeutet „in meinem Namen“? Im Tempel zu sein? Den richtigen Stallgeruch zu haben? Eine Angewohnheit? Establishment („kulturelles Erbe“)? „Werte!“?
Sicher, man kann, darf und soll der Option auf die Gegenwart Gottes auch einen Namen, eine Marke geben. Das gehört zum Marketing. Marketing, Ekklesiologie und Pneumatologie sind jedoch zu unterscheiden. Gelungene Christengemeinde hängt nicht zuletzt von einer Feinabstimmung zwischen Theonomie und Marketing ab. Hier wäre von der Kunst der Kunst zu lernen. Das Wo Gottes ist jedenfalls nach christlichem Verständnis keine Ortsangabe, keine Duftnote oder klerikales Idiom, sondern Begegnungsmoment, eine soziale, diakonische Qualität, eine Beziehungsqualität. Entsprechend definiert sich Christengemeinde nicht durch Ort, Milieu oder Etikett, sondern durch eine soziale Qualität, eine Beziehungsqualität. Der Aspekt von Wohnlichkeit und ästhetischer Gestaltung (vom Nomadenzelt bis zur Kathedrale) gehört dazu. Aber zur Not reicht das unsichtbare Zelt, das sich spannt, wenn einer dem anderen beisteht, was z.B. so aussehen könnte:

Szene 2 (mehrfach wiederholen):
Einer ist alleine.
Ein anderer stellt sich zu ihm.
Ein anderer steht ihm bei.
Ein anderer steht zu ihm.
Ein anderer gibt Beistand.

Ziemlich minimalistisch, nicht? Manch einer bekommt hier „die Krise der Deutlichkeit“, wie die Kollegin Susanne Wolf-Withöft es ausgedrückt hat. Wir haben mit dieser Szene kürzlich auch auf der Messe gearbeitet - wohlgemerkt nicht im Rahmen einer Kirchenmesse, sondern auf der profanen Bildungskonsummesse Didacta. Die Zuschauer bekamen Gelegenheit, die Szene zu modifizieren. Eine Frau meinte, die Szene wäre sehr schön, aber irgendwie fehle dabei noch der zündende Funke. „Ja bitte“ machten wir die Türe auf, „nur zu: was soll anders sein, was ergänzt werden, damit sie zufrieden sind?“ Sie wurde nachdenklich. Sie war zu schlau, um jetzt ein Schild oder erklärende Beteuerungsworte zu empfehlen. Ihr war klar: all unser Schreien „Nicht ich, sondern Gott!“ würde nur alle Aufmerksamkeit auf uns lenken statt auf Gott (so der junge Hans Urs von Balthasar in einem vorwurfsvollen Brief an die Adresse Karl Barths). So jedoch war die Szene für den Geschmack der Frau zu verwechselbar, zu uneindeutig. Ihr fehlte „irgendwie der zündende Funke“. Ihr war in diesem Moment selbst nicht bewusst, dass sie damit genau danach fragte, was in theologischer Fachsprache ausgedrückt die Frage nach dem qualifizierenden Heiligen Geist ist.
Meines Erachtens liegt sie damit goldrichtig. Nur: wie soll dies in der Performance der Gemeinde deutlich sichtbar zum Ausdruck kommen? Die Malerei hat sich dazu züngelnder Flammen bedient, die über den begeisterten Häuptern schwebten. Sollen wir uns Haarreifen mit Pappflämmchen auf den Kopf setzen? Nietzsche meinte, wir müssten erlöster gucken. Das kann auf Dauer aggressiv und fertig machen - sich selbst und andere.
Von einem anderen Zuschauer wurde dann auch prompt vorgeschlagen, den eigenen Elan, die eigene Begeisterung mit dem Heiligen Geist zu verwechseln. „Der Darsteller guckt viel zu ernst. Er soll sich mal richtig in die Mitte stellen und allem, was auf ihn zukommt, freudig entgegenstrahlen.“ An der Freudigkeit sollt ihr sie erkennen? Jesus

Christ Sunnyboy - wir kennen diese Mitarbeiter, deren Strahlen etwas Unerbittliches, Maskenhaftes haben und die nach fünf Jahren Glaubenskrampf ausgestrahlt haben.
Im „8. Leuchtfeuer" der Kirchenreformschrift „Kirche der Freiheit" heißt es, dass „das helfende Handeln in sich selbst keinen Hinweis enthält auf die Motivation, die ihm zu Grunde liegt"[14]. Ich bin mir da nicht sicher. Trotz deutlicher Hinweisschilder in der ersten Szene würde ich jedenfalls der zweiten Szene Kredit geben. Es geht nicht ohne Hinweisschilder. Doch sie müssen um Gottes Willen dezent und smart sein. (Liebe Gemeindepädagogen: dies ist ein in der evangelischen Kirche noch völlig brach liegender Markt.) Es gibt Hinweise, die in ihrer Größe und Lautstärke kontraproduktiv sind. Wir alle kennen diese prolligen „Gucci-" oder „Versace-T-Shirts", die ein großer Image-Schaden für diese Konzerne sind. Besser würde mir schon gefallen „Leistung aus Leidenschaft", „Aus Überzeugung gut" oder „Mehr als Sie glauben". Das Problem: damit werben auch Autohersteller und Lebensmittelketten. Also doch klerikal labeln? „Evangelische Fachhochschule" ist okay. „Christ" ist okay. Was mich anficht, ist die Inflation: Christ; gläubiger Christ; echter gläubiger Christ; bekehrter echter gläubiger Christ; wiedergeborener, bekehrter, echter, gläubiger Christ; bibeltreuer, wiedergeborener, bekehrter, echter, gläubiger Christ; praktizierender, bibeltreuer, wiedergeborener, bekehrter, echter, gläubiger Christ ...
Es gibt inzwischen einen großen Markt, der auf alles, was es profan schon gibt, „Jesus" draufklebt und dann teurer verkauft. Speichersticks, Wundpflaster, Kugelschreiber mit „Jesus". Im Rhein-Ruhr-Zentrum gibt es einen Laden (Lindbergh), da können Sie für 22 Euro ein Schminkset kaufen mit dem Label „Mach dich schön für Jesus" Ein schönes Konfirmationsgeschenk, oder? ... Schilder und Etiketten können trügen. Wer sich auf Hinweisschilder verlässt, ist bald von guten Geistern verlassen.

[14] Kirche der Freiheit. Perspektiven im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006, 82 („8. Leuchtfeuer"); damit folgt sie der Logik des Nutella-Marketings, wonach gilt „Nur wo Nutella drauf steht, ist auch Nutella drin". Früchte jedoch - auch die Früchte des Evangeliums - schmecken unabhängig von Labeln erst einmal für sich. Nicht für Gott, sondern für die Promotion der Marke ist das Label nötig und wichtig. Es geht also um unternehmerische Gründe („institutionelle Eigeninteressen", ebd.). Diese werden dort jedoch als gefährlich beschrieben.

Besondere Qualität - vor allem in immateriellen Dingen - erkennt man nicht immer auf den ersten Blick. Ich komme auf die Profil- und Propriumsfrage noch ausführlich zurück.

Die Performance theonomer Gemeindepädagogik qualifiziert sich nicht durch das Wo von sakralen Lokalen oder klerikalen Schlüsselreizen, sondern durch genossenes und gewährtes Ansehen. Gemeinde ist Ansichtssache. Dieses Subjektive ist das einzige Objektive des Glaubens: Man sieht es ihnen an, dass sie Ansehen genießen. Menschen, die Ansehen genießen, sehen sich selbst und den anderen anders an. Auch die profane Welt wird mit anderen Augen angeschaut als bisher. Profanes, Verwechselbares, Unsichtbares, Nebensächliches bekommt Kredit, wird zum Gleichnis. „Lebendige Gemeinde“ erkennt man nicht am Veranstaltungsprogramm im Schaukasten, sondern an ihrer sperrigen, vielsagenden Gleichnisfähigkeit, die über sich selbst hinausweist: „So und nur so ist die Gemeinde Deuterin der Not und Verkünderin der Hoffnung“ (Berneuchener Buch).
Wegen dieser Symbolhaftigkeit und Gleichnisfähigkeit gibt es in der Bibel auch keine Feststellungen von Gemeinde, wohl aber verschiedene dynamische Bilder:
Gemeinde als wanderndes Gottesvolk (Hebräer 13)
Gemeinde als Salz und Licht (Matthäus 5,13ff)
Gemeinde als Emmausgang (Lukas 24,13-33)
Gemeinde als lebendiger Organismus (1 Korinther 12)
Gemeinde als Bau - mit *lebendigen* Steinen (1 Petrus 2,5)
Gemeinde definiert sich nicht durch Ort, Milieu, Etikett oder Jargon, sondern durch eine Beziehungsqualität. Bei diesem Stichwort ist nicht an sozialromantische Humanolatrie zu denken, sondern eher voller Herzklopfen an ein „Rock My Soul“[15]. Diese unetikettierte, durchaus übersehbare soziale Qualität kann provokant und evident Gleichnis werden für den „Morgenglanz der Ewigkeit“.
Gleichnisse sind komplexe Bilder göttlicher Schwangerschaft. Bildung ist Arbeit an der eigenen Gleichnisfähigkeit.
„Ich setze mich ins Bild“ heißt
das eigene Bild zu verantworten, das ich abgebe

[15] Vgl. dazu B. Beuscher, Rock My Soul. Von der Kraft der Seelsorge, Göttingen 2010.

das Bild zu verantworten, das ich mir vom anderen und von der Welt mache.
„Was will ich darstellen?“ „Wofür will ich stehen?“ lauten die elementaren Bildungsfragen. Wozu neige ich? Wofür zeige ich eine Schwäche? Für viele ist Bildung das Projekt, keine Schwäche mehr zeigen zu müssen. Es gibt Menschen, die nur eine Schwäche fürs Starke haben. Es gibt Menschen, die sich stark machen für Schwache (die ihre Stärke aus der Schwäche der anderen ziehen). Jesus von Nazareth hat eine Schwäche fürs Schwache gezeigt. Was soll das für ein christliches Bildungsprogramm sein?[16]

2. Gemeindepädagogische Folgen

Folgen für das *Arbeitsgebiet* von GemeindepädagogInnen:
Im Leitbild der EFH R-W-L heißt es direkt als erster Abschnitt:

„Die EFH hat einen konstitutiven Bezug zu den Arbeitsfeldern helfender Berufe im Sozial-, Bildungs- und Pflegewesen, insbesondere zu solchen in der Trägerschaft von Kirche und Diakonie.“ Nun liegt alles (das Evangelium) daran, dass dieses „Insbesondere“ nicht in einem exklusiven Selbstversorgungssinn verstanden wird, sondern qualifikatorisch-diakonisch als Behauptung: in Einrichtungen kirchlicher Trägerschaft gibt es gute und breite Ausbildung und Berufspraxis zum Nutzen für die ganze Welt. „Die Interessen der Institution Kirche und die Optimierung kirchlicher Strukturen und des vorhandenen ‚kirchlichen Betriebes’ stehen nicht im Vordergrund gemeindepädagogischer Überlegungen“ (Ludwig Metzger). Sondern das Arbeitsgebiet von GemeindepädagogInnen ist „mitten in der Lebenswelt“, wie das Thema des Ersten Gemeindepädagogischen Symposions 1992 lautete.
GemeindepädagogInnen stehen mit beiden Beinen in der Welt und nehmen dort ein theologisches Mandat wahr. GemeindepädagogInnen generieren Theologie. Sie sind keineswegs „Schmalspurtheologen“ (ein Begriff aus der Modelleisenbahnwelt), sondern „Realwelttheologen“. Ihr Arbeitsgebiet ist in allen Einsatzorten „outside“ auf der Straße oder „inside“ im Gemeindehaus die menschliche Grenzsituation.

[16] Zum Thema Bildung siehe ausführlich Teil II.

Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen sind Grenzgänger und Übersetzer und als solche Gleichnis und Symbol mit Provokations- und Evidenzpotenzial. Grenzgänger, Übersetzer sind verwechselbar und verwundbar. Es ist in letzter Zeit viel vom „Kern" die Rede: GemeindepädagogInnen seien „im Kern der Gemeindearbeit tätig". Wo ist der Kern der christlichen Gemeinde? Die „Kerngemeinde" ist nicht bei den „alten Hasen", sondern da, wo Christus ist. Ihre Klientel ist nebenbei auch die schöne Schale und der harte Kern der „treuen Altvorderen" samt liebgewordener Gewohnheiten und Stammplätze, vertrauter Gerüche und Klänge und eingefleischter Gesten, aber immer wieder und vor allem „eine fast gestaltlose Gruppe von Menschen, von profanen Menschen, ohne sakramentale Qualität" (P. Tillich).
Rolf Bick hatte bei einer Ringvorlesung der EFH Darmstadt gemahnt: „Gemeindepädagogen haben nicht deshalb an einer Fachhochschule für das Sozialwesen studiert und mit Sozialarbeitern zusammen die sozialen Nöte der kleinen Leute reflektiert, um ihnen anschließend den Rücken zu kehren und in der Bürgerlichkeit unserer Kirchengemeinden aufzugehen."[17] Sondern GemeindepädagogInnen sind als Grenzgänger und Übersetzer ExpertInnen für die implizite religiöse Dimension profaner Alltagsphänomene. Sie haben einen Blick für den Mehrwert, der in profanen Begeisterungen schlummert und können damit professionell umgehen.
Kirche ist nicht für Kirche da. Kirche ist mehr als „gemeinwesenoffen". Gemeindepädagogen als Sozialarbeiter mit theologischem Horizont arbeiten nicht für „Members Only", sondern aus dem „Basislager" einer christlichen Ortsgemeinde und eines Pfarrbezirkes heraus für die Wohnortgemeinde, die kommunale Nachbarschaft, das Gemeinwesen, die Zivilgesellschaft.
Die Kirchen und ihre Sozialholdings geben über 1,2 Millionen Menschen Arbeit. Sie sind nach Bund, Ländern und Kommunen der größte Arbeitgeber in Deutschland. Die Chance der großen Kirchen liegt darin, dass sie mit einem flächendeckenden Netz von über 16.000 Gemeinden im sozialen Nahraum der Menschen präsent sind. Der große Immobilienbesitz und die hohen Kirchtürme dürfen jedoch nicht vergessen lassen, dass das Arbeitsgebiet von GemeindepädagogInnen

[17] R. Bick, Erfahrungen eines Gemeindepädagogen, Chancen und Perspektiven, in: Gemeindepädagogik im Widerstreit (Ringvorlesung der EFH Darmstadt SS 1989), hg. V. F. Barth, Darmstadt 1989, 92, 102.

nicht ein Ort oder Milieu ist, sondern die Welt - an allen Orten die Beziehungswelt (mit ihren Grenzgängen).
Folgen für die *Aufgabenbeschreibung* für GemeindepädagogInnen:
Der bereits 1970 von der Fachhochschulkommission der EKD geforderte „andere Typ von Theologe“ und der 1972 vom Rat der EKD geforderte **„**praxisorientiert ausgebildete Fachhochschultheologe“ ist die Gemeindepädagogin. Sie hat diakonische Theologie studiert und ist als eine Art „hauptberuflicher Bildungskirchmeister“ als Bildungsmanager unterwegs.
Die gesellschaftspolitische (und wirtschaftspolitische!) Relevanz dieses Dienstes lässt sich anhand des Multiples „Verbundenes Messer“ von Joseph Beuys plausibel machen: Als Beuys sich in den Finger schnitt, umwickelte er statt des Fingers das Messer mit Verbandszeug. Den Finger zu umwickeln ist unökonomisch. Sicher: Erste Hilfe muss sein. Gemeindepädagogik versteht sich aber nicht als ständige Erste Hilfe oder Symptomdoktorei.
Eine entsprechende Gemeindepädagogik steht für die professionelle, konzeptionelle und konzertierte Organisation von Arbeitsprozessen, in die Staat, Kirchengemeinden und Kirchenkreise investieren, um innerhalb und außerhalb von Gemeinderäumen Bildung mit theologischem Horizont zu fördern. Oftmals qualifiziert durch einen Doppelbachelor (BA Gemeindepädagogik und Diakonie, BA Soziale Arbeit) tragen hauptamtliche Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen dazu bei, Bildungsgelegenheiten zu schaffen und zu pflegen, die den Herausforderungen und Chancen eines flächendeckenden Netzes von gut 16 Tausend Kirchengemeinden im sozialen Nahraum der Menschen in Deutschland künftig gerecht werden - von der vertrauten Insiderkleingruppe bis zu Kooperationen mit kommunalen Einrichtungen in der Nachbarschaft. Es ist nicht nur finanziell sinnvoll, die einzelnen Bildungsangebote von christlichen und kommunalen Gemeinden vor Ort abzustimmen und sich für Projekte und Schwerpunkte zusammenzuschließen. Dazu bedarf es professioneller Koordination.

Das Leben ist kein Ponyhof. Menschen fähig zu machen, ihre Existenz zu verantworten: das ist vornehmstes Bildungsziel sozialer Arbeit. Die menschliche Existenz ist eine hinfällige, sterbliche, kontingente. „Endlichkeit muss man lernen“ (N. Bolz). Die Wirklichkeit komplexer

sozialer Problem- und Notlagen birgt einen immensen Anspruch an Kontingenzbewältigung. Wie bildungsfern muss man sein, um Seelenfrieden „durch Glücksübungen exotischer Art ergrapschen zu wollen?“ (Jörg Schenuit) Erfahrungen mit Leid und Sterben, Krankheit, Trennung, Versagen, Schuld und Unrecht sind das tägliche Brot der vielfältigen Berufsfelder Sozialer Arbeit. Dies nicht zu tabuisieren, sondern darauf professionell zu reagieren bedarf es elementarer theologischer Bildung. Das ist der Beruf von Gemeindepädagogen.

Folgen für die Bezahlung von GemeindepädagogInnen:
Um so schwieriger die Wirtschaftslage, desto höher die Anforderungen an das Gemeinwesen. Existenzängste fördern Neid, Missgunst, Bunker- und Ellenbogenmentalität. Die Fähigkeit zu kritischer Wert-Schätzung, zu Mut, Dankbarkeit und Verantwortung ist bares Geld wert. Dass kirchlich verantwortete, steuergeldfinanzierte, professionelle theologische Bildung auch in kommunalen Einrichtungen ein Mandat bekommt, zahlt sich gerade in wirtschaftlich schweren Zeiten unmittelbar und nachhaltig aus.

Ein guter Gemeindepädagoge muss rechnen können (vor allem vorrechnen). Statt „gerecht“ dafür zu sorgen, dass es allen Beteiligten gleich schlecht geht, muss das Unternehmen Kirche bei knapper werdenden Geldern in Bildung investieren, d.h. Gemeindepädagogen einstellen. Gemeindepädagogen als Bildungsmanager mit theologischem Horizont rechnen sich, und Pfarrer werden entlastet.

3. Folgen für das Verhältnis von Sozialer Arbeit und Theologie

Auf Grund ihres blindes Fleckes verlieren binnenkirchlich fixierte Ansätze den Überblick und bekommen (zu Recht) Angst um ihre Existenzberechtigung. Dann werden Kurzschlüsse gezogen. So heißt es in der aktuellen EKD-Denkschrift „Kirche und Bildung“: „Angesichts finanzieller Entscheidungszwänge treffen Kürzungen und Einsparungen an erster Stelle solche Angebote, deren Verbindung zur Kirche nicht genügend deutlich erkennbar ist.“ Als hinge „evangelische Iden-

tität“ an den Vorteilen einer Clubmitgliedschaft. Was für ein Denkfehler, staatlich refinanzierte und kirchlich durchgeführte Arbeit dadurch gesellschaftlich plausibel machen zu wollen, indem man demonstriert, wie nützlich sie für Kirchenmitglieder ist.
„In ihrer Diakonie vollzieht die Kirche eine Öffnung zur Welt. Das kommt bereits in der Art der rechtlichen Verfasstheit von Diakonie und Caritas zum Ausdruck, durch die sie gleichzeitig als Teil der Kirche und als freier Wohlfahrtsverband gewissermaßen zwischen der institutionalisierten Kirche und der Welt tätig sind. Dieses Sich-Öffnen für die Welt als Vollzug des Glaubens kämpft mit der Angst, sich selbst und Gott dabei zu verlieren.“[18] Diese Angefochtenheit ist psychologisch verständlich, aber es ist im Lichte des Evangeliums ein Irrtum, das Engagement der Kirche im staatlich geförderten Bereich nur unter dem Aspekt zu beurteilen, ob sich ein Bildungsangebot zumindest mehrheitlich an Angehörige der Kirche richtet. Kirchliche Bildungsangebote sind grundsätzlich, dem Öffentlichkeitsanspruch des Evangeliums folgend, für alle offen. Dem widerspricht meines Erachtens wiederum überhaupt nicht, dass bei Platzmangel in einem evangelischen Kindergarten Kirchensteuerzahler Vorrecht haben. Es gilt, zwischen den Vorteilen einer Premiummitgliedschaft und dem zarten Proprium des Christlichen zu unterscheiden.

Ebenso gilt es zu unterscheiden zwischen einer Spitzenausbildung und dem zarten Proprium des Christlichen. Der Staat bezahlt für gute, umfassende Soziale Arbeit, und von einer evangelischen Hochschule mit einem Fachbereich Gemeindepädagogik und Diakonie bekommt er breiter qualifizierte Kräfte als von Fachhochschulen ohne theologischen Horizont. Ich will damit nicht sagen, dass entsprechende Kompetenzen nicht ohne theologisches Zusatzstudium denkbar sind. Wunder gibt es immer wieder! Aber ich behaupte, dass sich die Wahrscheinlichkeit dafür mit zusätzlichem Studium signifikant und für die Klientel spürbar erhöht.
Als Dozent an einer evangelischen Fachhochschule kann man interessante Erfahrungen mit dieser Profil- und Propriumsfrage machen, die auf einer Vermischung theologischer Aspekte und Marketingaspekte

[18] A. Hollweg, Diakonie und Caritas, in: *Praktische Theologie Heute*, hg. v. F. Klostermann, R. Zerfaß, München 1974, 506.

beruhen. Wann immer die Sprache auch nur in die Nähe der Frage kommt, worin sich christliche Träger denn von Trägern freier Wohlfahrtspflege unterscheiden könnten, finden sich schnell Stimmen, die vehement die Position vertreten, christliche Unternehmen seien nicht besser als andere. Wenn das kein Profil ist: am besten darin zu sein, auf keinen Fall besser zu sein als die anderen. „Wollen Sie etwa behaupten, dass andere nicht genau so gut Dienst leisten können wie christliche Träger?“ werde ich angegangen. Antwort: Andere machen es womöglich noch besser!
Ein aufgeweckter, engagierter Kommilitone beschwor kürzlich im Foyerseminarnachgespräch das „klare Proprium christlicher Sozialer Arbeit“, was sicher bald von mir im Seminar dargelegt würde. Er kann sich damit meiner ganzen Sympathie sicher sein. Und ich werde ihn vorsichtig ent-täuschen müssen. Ich war ca. dreizehn Jahre alt, als mir der Unterschied zwischen einer bierseeligen Pauschalmenschenfreundlichkeit („Humanolatrie“, s.o.) und der herben, teuren und individuellen Menschenfreundlichkeit Jesu Christi einsichtig wurde. Für einige Jahre trug ich dann diese Unterscheidungsklarheit begeistert vor mir her. Als selbsterklärender Dauerkommentar trug ich Sticker, Sprüche-T-Shirts und pflegte Floskeln, um Klarheit des Propriums sicher zu stellen und mich unverwechselbar zu machen. Irgendwann dämmerte mir dann jedoch, dass das Proprium des Christlichen in dieser Welt um Gottes Willen durch eine ganz bestimmte Unklarheit qualifiziert sein muss. Wunderbar, als kürzlich bei einer Studentin „der Groschen fiel“, als sie im Seminar ausrief: „Das Proprium kann nicht Proprium sein!“ Genau darum geht es. Klar: wir wären (um unseretwillen) so gerne Garanten göttlicher Evidenz. Durch Dauerlippenbekenntnisse und stolzlose gute Taten wollen wir *über*zeugen, wovon angefochten zu zeugen wir berufen wären. Bezeugen, Bekennen heißt: im Verwechselbaren Deutungsverantwortung übernehmen und Verkennung und Verachtung leiden können. Kein Domschatz, kein Bischofsgewand, kein Weihrauch, kein Griff in die klerikale Requisitenkiste und kein frommes Beteuern kann Ersatz sein für den je und je zu verantwortenden konfessorischen Akt, wem im Leben und im Sterben Kredit gegeben werden soll.

Im Gleichnis vom Samariter (vgl. Lukas 10, 25-37) lässt die christliche Tradition *selbst* all diejenigen ins Schleudern kommen, die profil-

runderneuert unterwegs sind. Das Gleichnis macht unmissverständlich deutlich, dass die Frage nach dem Proprium des Christlichen in der sozialen Arbeit gar nicht in dem Sinne gestellt werden kann, dass der Christ durch sichtbare Unterscheidungsmerkmale gegenüber anderen seiner eigenen Frömmigkeit und Gotteszugehörigkeit gewiss wird, sondern vielmehr so, dass er Verwechselbarkeit erträgt, indem er sich an den Nächsten vergisst.

„Die Konkurrenz schläft nicht! Der Samariter hat's besser gemacht!" Wie kam er bloß dazu? Wir wissen es nicht. Wir wissen auch nichts über Volkszugehörigkeit und Religion des Opfers, von dem in der Geschichte die Rede ist. „Ein Mensch", „halbtot" - das sind die Informationen. Allerdings war den zeitgenössischen Zuhörern damals klar, warum der Schriftgelehrte und der Levit nicht halfen. Waren sie einfach böse, gleichgültig, vielleicht selber ängstlich? Nein, das Motiv ihrer unterlassenen Hilfeleistung war das Proprium ihrer Religion. Dem Schriftgelehrten und dem Levit verboten Vorschriften der Tora die Berührung eines Toten. Entweiht und verunreinigt hätten sie am Ziel keine rituellen Handlungen ausüben dürfen. Das Proprium kümmert sich mehr um die Versicherung der eigenen konfessionellen Identität als um den Nächsten.

Die Versuchungsfrage des Schriftgelehrten, auf die Jesus mit diesem Gleichnis systemisch-didaktisch geschickt reagierte, ist also gerade die Frage nach dem Proprium, die auch heute wieder vermehrt bemüht wird. Das sollte zu denken geben: Der Schriftgelehrte und der Levit verpassen um des Propriums ihrer Religion Willen Gott. Es ist darum meines Erachtens ein Missverständnis, was Nikolaus Schneider an diesem Ort in seinem Vortrag zum 200. Geburtstag Johann Hinrich Wicherns sagte: „Eine Diakonie, die nicht mehr als Kirche Jesu Christi erkennbar ist, ist auch nicht mehr Diakonie."[19] Als Marketingansage ist das okay. Es darf nur nicht als geistlicher Bescheid verstanden werden. Es muss zwischen notwendigem Firmenschild und Marketing (wo alle „exklusiv" behaupten müssen, die süßesten Kirschen zu ha-

[19] N. Schneider, „Lasst euer Licht leuchten vor den Menschen!" Zum Auftrag von Kirche und Diakonie in unserer Gesellschaft, in: Th. K. Kuhn u. G. K. Schäfer (Hg), Zwischen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Diakonie vor den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts, Bochum 2009, 49.

ben) und theonomer Inklusion christlicher Theologie unterschieden werden. Nicht am Geschrei und am Etikett, sondern an der Lebensbekömmlichkeit der Früchte wird es sich zeigen. Bis dahin geht es darum, Kredit zu verantworten. Es kommt hier und jetzt darauf an, wem wir (nach welchen Kriterien) Kredit geben, - so würde ich Martyria alias Lebenszeugnis buchstabieren. Und *keine* soziale Arbeit kann sich dieser Verantwortung entziehen. Das ist auch eine Sache von Scharfsinnigkeit. Der Fachbereich Gemeindepädagogik und Diakonie dient der wissenschaftlichen Vermittlung von Sozialer Arbeit und Theologie. Es geht hier nicht darum, sich zum Christentum zu bekehren, sondern darum, nicht einfach an einer Stelle mit dem Denken aufzuhören und unprofessionell zu werden. Meines Erachtens hören Atheisten oder Andersgläubige zu früh auf zu *denken*. Diese Ansicht muss überhaupt nicht geteilt werden, aber sie markiert den Diskussionsrahmen. Soll denn das Fach Theologie dafür büßen, dass das Leben kein Ponyhof ist? Schließlich hat selbst der Wissenschaftsrat (in seinen Empfehlungen zur Weiterentwicklung von Theologien an Hochschulen im Februar 2010) festgestellt, dass Leben Religion enthält.[20]

Ich schätze das Verhältnis so ein: Soziale Arbeit ohne Theologie ist suboptimal. Theologie ohne Soziale Arbeit geht gar nicht. Sozialarbeit ist nur sinnvoll als „Social Entrepreneurship". „Unternehmungslust" ist der gesunde Geist, der den Versuchungen zu selbstgenügsamem Sozialpopulismus und den vielfachen Abhängigkeitsfallen sozialer Arbeit vorbeugt. Der Gemeindepädagoge ist als „Educational Entrepreneur" Subunternehmer des Social Entrepreneurs.
Dank vielfacher Polyvalenzen von Lehrmodulen ist der Bachelorabsolvent in Gemeindepädagogik und Diakonie zwar ausgerüstet mit einer soliden Grundausstattung. Aber er/sie ist gut beraten, *innerhalb* eines begrenzten Rahmens *in* kirchengemeindlichen Kontexten zu bleiben. Will er/sie innerhalb der Kirchenmauern mehr oder sogar über diese hinaus, ist dringend der Doppelbachelor zu empfehlen.
Der Bachelorabsolvent in Sozialer Arbeit ist schon sehr gut gerüstet. Aber es bedarf meines Erachtens gar keiner Phrasen von der „pluraler gewordenen Welt" und „Optionsgesellschaft", um theologische Kom-

[20] Wenngleich er leider diese Erkenntnis noch immer im alten Trott nicht *als* wissenschaftliche Erkenntnis, sondern nur *im Gegensatz* zu einer „rein wissenschaftsförmigen Selbstdeutung des erkennenden Menschen" zu verstehen vermag; siehe dazu Teil II.

petenz plausibel erscheinen zu lassen. Dazu reicht nach wie vor das ganz normale Leben. Die Wirklichkeit komplexer sozialer Problem- und Notlagen birgt einen immensen Anspruch an Kontingenzbewältigung. Erfahrungen mit Leid und Sterben, Krankheit, Trennung, Versagen, Schuld und Unrecht sind das tägliche Brot Sozialer Arbeit. „Das macht doch alles keinen Sinn", „Es muss doch etwas Höheres geben", „Mit dem Tod ist alles aus - basta", „Worauf kann man sich denn noch verlassen?", „Ist alles Zufall?" und „Der einzige, der zu mir hält, ist mein Hund" lautet der O-Ton, auf den professionell zu reagieren es theologischer Bildung und (Selbst)Aufklärung bedarf. Der Bachelorabsolvent in Sozialer Arbeit ohne theologische Zusatzausbildung ist gut beraten, hier zurückhaltend zu sein. Dann blieben jedoch diese authentischen Äußerungen ungenutztes Material.
SozialarbeiterInnen und GemeindepädagogInnen mit Doppelbachelor können jedoch damit professionell umgehen. Sie können außerhalb und innerhalb von Kirchenmauern nicht nur präsentieren, moderieren, leiten, fordern, fördern, intervenieren, Rechtsberatung und -beistand geben, sondern auch menschliche Grenzsituationen erfassen, ihnen situations- und klientelangemessenen Ausdruck und Gestalt geben, bei entsprechendem Mandat sogar ein Gebet formulieren, biblische Geschichten zitieren, erzählen und immer wieder und andauernd „übersetzen".
Es gilt, sich von liebgewordenen Ressentiments zu verabschieden. Die vielstrapazierte Rede vom Dialog zwischen den Disziplinen ist wissenschaftlich nicht hinreichend: es geht nicht um ein Gespräch, sondern hier wie dort um Forschung oder Nicht-Forschung. Ebenso absurd, wie eine theologische Arroganz, über soziologische, psychologische oder pädagogische Wissenschaft erhaben zu sein, wäre die Ignoranz, Theologie als Privatvergnügen zu diskreditieren. Es ist nicht einzusehen, warum nicht gute Ausbildung noch vertieft und ergänzt werden kann. Anlässlich der Eröffnung eines Institutes für berufsorientierte Religionspädagogik sagte der Vorsitzende einer Industrie- und Handelskammer, er begrüße und unterstütze ausdrücklich religiöse Elementarbildung im Kontext beruflicher Ausbildung, aber es sei eigentlich nicht einzusehen, warum nicht auch alle Studenten fächerübergreifend religiöse Elementarbildung erlangen müssten. Recht hat er! Der dazu erfolgte Zwischenapplaus vermochte die Verlegenheit bei den universitären Veranstaltern nicht ganz zu überdecken. Wie

sieht es aus an unserer EFH mit einem entsprechenden Basismodul? In den Fachbereichen Heilpädagogik, Elementarpädagogik und Soziale Arbeit erhalten die Studierenden eine gute Ausbildung im Blick auf soziologische, psychologische, pädagogische, organisatorische und rechtliche Aspekte. Es ist nun nicht so, dass der Fachbereich Gemeindepädagogik und Diakonie sich der Tatsache verdankt, als Alibiindex für die kirchlichen Träger zu fungieren (zu solchen abwegigen Gedanken könnte allerdings der unübersehbare Umstand verführen, dass es sich hier nur noch um einen Betrieb an der untersten Grenze des Existenzminimums handelt.) Sondern der Fachbereich Gemeindepädagogik und Diakonie leistet im Verbund mit anderen Wissenschaften eine theologische Aufklärung, Vertiefung und Ergänzung und sorgt damit für das Alleinstellungsmerkmal einer breiteren Qualifikation auf den kirchlichen *und* kommunalen Märkten Sozialer Arbeit.

Gemeindepädagogik ist kein Mauerblümchen, nicht Orchidee, nicht „blaue Blume", nicht Unkraut, sondern Vergissmeinnicht Gottes, - ein sich selbst in die Welt aussäendes Halbschattengewächs.

4. Früchte (Learning Outcome)

Beispiel 1: Im Kindergarten

Religion gehört nicht in den Kindergarten, weil sie für etwas gut ist – etwa für die Vermittlung moralischer Werte oder für soziale Integration. Und auch nicht für die Acquise von Kirchensteuerzahlern: „Nicht weil die Kirchen gläubige Mitglieder brauchen … die Familien brave Kinder etc. benötigen, ist Religionsunterricht unverzichtbar, sondern weil jedes Menschen-Kind ohne religiöse Bildung kein hinreichend gebildeter Mensch werden kann."[21] Religion gehört in den Kindergarten, weil sie ein Modus der humanen Welterschließung ist. Dabei geht es nicht nur um religionskundliches Wissen, sondern um den Umgang mit existenziellen Überzeugungen und Leidenschaften.

[21] R. Winkel, Religion und Schule - Schule und Religion: Zur Klärung einer Mesalliance, in: ZPT 51 (1999), 134.

„Wo war ich, bevor ich in Mamas Bauch war?“ „Wo ist mein Meerschweinchen jetzt?“ „Was ist, wenn ich tot bin?“ So fragen Kinder - nicht nur in konfessionellen, sondern auch in kommunalen Kindergärten. Von Paul Watzlawick stammt der Satz: „Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass ein großer Teil des Sozialisierungsprozesses eines Kindes darin liegt, ihm beizubringen, was es *nicht* sehen, *nicht* hören, denken fühlen oder sagen darf“. Darum ist es eine entscheidende Frage, ob im Blick auf das Leben mit seinen Wechselfällen einfach mit dem Denken aufgehört wird und (für Kinder sehr beredt) geschwiegen und tabuisiert, oder ob auch mit existenziellen Letztfragen und den damit verbundenen Fragmenten verschiedener religiöser Praktiken professionell verantwortlich umgegangen wird. Weil das beharrliche Fragen der Kinder peinlich an die Lebenslügen der Erwachsenen erinnert, erfolgen häufig unbewusste Abwehrreflexe, meistens in Form erniedrigender, abwertender Sprüche. Diese Lektionen lernen Kinder schnell.

Jedes Menschenkind muss die Welt neu für sich entdecken, sich ein Weltbild machen, eine Weltanschauung entwickeln, und sei es Agnostizismus oder Atheismus.

Jürgen Baumert hat für den bildungstheoretischen Rahmen der PISA-Studie vier „Modi der Weltbegegnung“ als Grundlage des schulischen Fächerkanons vorgeschlagen. Das Klieme-Gutachten zu nationalen Bildungsstandards ist ihm darin gefolgt: 1.“Kognitiv-instrumentelle Modellierung der Welt“ (Mathematik, Naturwissenschaften), 2. „Ästhetisch-expressive Begegnung und Gestaltung“ (Sprache/Literatur, Musik/Malerei/Bildende Kunst, Physische Expression), 3. „Normativ-evaluative Auseinandersetzung mit Wirtschaft und Gesellschaft“ (Geschichte, Ökonomie, Politik/Gesellschaft, recht), 4. „Probleme konstitutiver Rationalität“ (Religion, Philosophie)[22]. In diesem Sinne haben Kinder ein Recht auf *alle* Modi der Weltbegegnung. Und darum bleibt Glauben unabhängig von zivilreligiösen Trends ein zivilgesellschaftliches Thema.

[22] J. Baumert, Deutschland im internationalen Bildungsvergleich, in: N. Killius u.a. (Hg.), Die Zukunft der Bildung, Frankfurt 2002, 113; Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hg.), Zur Entwicklung nationaler Bildungsstandards. Eine Expertise („Klieme-Gutachten“), Bonn 2003, 21.

Erziehung geschieht nie weltanschaulich neutral. Vielmehr bringt die Unterschlagung der religiösen Dimension in der Kindheit die Gefahr einer verdeckten, uneingestandenen Beeinflussung mit sich. Erziehung ohne religiöse Dimension macht den Körper unsicher, die Seele arm und beleidigt den Intellekt.

Kinder brauchen „Stoff", an dem sie sich abarbeiten und stark werden können. Und sie brauchen Personen, die ihnen entsprechend gegenüber treten. Das gilt auch und vor allem für die elementaren Fragen unseres vergänglichen Lebens. Die über Jahrtausende geschliffenen Traditionen des christlichen Glaubens sind dazu nach unserer Überzeugung optimal geeignet, vor allem darum, weil sie zum Indoktrinieren völlig ungeeignet sind.

Niemand entkommt dem Glauben. Wer nicht glaubt, glaubt auch: Atheismus ist Glaube an den Unglauben. Atheisten können die Antworten des Glaubens negieren, aber nicht die Fragen.

Elf *kommunale* Kindertageseinrichtungen aus dem Raume Gelsenkirchen bitten das pädagogische Institut der Evangelischen Kirche von Westfalen und die EFH Bochum um Beratung in Sachen religiöser Bildung. Der Auslöser dafür ist die unverdorbene Intelligenz der Kinder, die über die Sesamstraße hinaus (wer, wie, was - wieso, weshalb, warum) auch noch „woher?" und „wohin?" fragen. Die Kinder haben nicht nur Fragen, vor allem *sind* sie diese Fragen. Die Eltern sind oft ratlos und die Profis unsicher. Martin Luther hatte vor dieser Erziehungsleistung solch einen großen Respekt, dass er sagen konnte: Väter und Mütter sind die „Bischöfe" ihrer Kinder.
Schon lange bevor dies auf unseren Lehrplänen als altersgerecht vorgesehen ist, haben die Kinder gespürt, dass das Leben kein Ponyhof ist. Angesichts von Unglück und Tod, (eigener) Schuld, Schrecken und Ängsten, Wut, Aggressionen, Ungerechtigkeiten und Ungleichheit fragen Kinder – weniger mit Worten als mit dem ganzen Verhalten, mit dem Körper und mit Blicken.

Darum blieb die Verfassung klug und weise dabei:

„Ehrfurcht vor Gott, Achtung vor der Würde des Menschen und Bereitschaft zum sozialen Handeln zu wecken ist vornehmstes Ziel der Erziehung“ (Artikel 7)
„In Gemeinschaftsschulen werden Kinder verschiedener Religionszugehörigkeit auf der Grundlage christlicher Bildungs- und Kulturwerte erzogen und unterrichtet“ (Artikel 12)

Das unverschämte Fragen der Kinder eröffnet der Gesellschaft mit jeder Generation neu die Chance, sich „erwachsen“ der Kontingenz des Lebens zu stellen. Es geht um das unvorstellbare Glück, die unausweichliche Schuld, die schockierende Gewalt, den plötzlichen Tod, das sinnlose Leid.

Wer keine Ahnung von Religion hat, glaubt am Ende alles. Dass religiöse Bildung in kommunalen Einrichtungen ein Mandat bekommt, wird sich schon mittelfristig zum Nutzen der Zivilgesellschaft als lebensklug und befreiend erweisen, weil Tragik, Vorläufigkeit, Unerlöstheit und Hinfälligkeit der Kreatur hier in die Kalkulation mit eingeflossen sind und somit eine empfindliche Bildungsmarktlücke geschlossen ist.

Kinder verstehen, dass Erwachsene nicht immer eine Antwort haben, im Gegenteil! Die Sicherheit für die pädagogischen Fachkräfte im Umgang mit religiösen Fragestellungen besteht zu einem nicht geringen Anteil darin, Kreativität und Gelassenheit hinsichtlich der Vermittlung komplexer Phänomene und der damit verbundenen Momente von Ohnmacht zu entwickeln und eigene (religiöse, psychologische) Bedürfnisse erkennen und anerkennen zu lernen und diese ideologiekritisch unterscheiden zu lernen. Statt unmöglicher „Unvoreingenommenheit“ gilt es, die unvermeidlichen Voreingenommenheiten / „Brillen“ kennen zu lernen. Fragen nach dem Dürfen („Dürfen wir eine Weihnachtskrippe aufstellen?“) sind zu überführen in „Was wollen wir verantworten?“

Beispiel 2: Im Krankenhaus

Ihre Kolleginnen aus der Werbebranche wollen nicht, dass sie traurig ist. Sie wollen sie ablenken. Im Hospiz gucken sie Soaps mit ihr, so

wie immer. Wein, Zigaretten, Zimmerparty. Die Jungens aus den Agenturen bringen Blumen. Sie kommen zu zweit, weil sie nicht mir ihr allein sein wollen. Was redet man mit einer Todgeweihten? Manche wünsche gute Besserung zum Abschied. „Komm bald wieder auf die Beine, Alte!“ …

Sind Ärzte hier anders?

Man kann davon ausgehen, dass die jungen Assistenzärztinnen und -ärzte heute zu Berufsbeginn in ihrem bisherigen Leben überwiegend „gebüffelt“ haben. Die Büffel-Lebensphase wird dann durch eine Worcoholic-Lebensphase abgelöst. Kann ein 28jähriger einer 40jährigen erklären, dass sie einen Hirntumor mit infauster Prognose hat?

Ein Arzt muss unter Zeitnot und mit der permanenten Aussicht auf Klagen, in denen sich die Unsicherheit der Patienten hilflos Ausdruck verschafft, ständig sehr viele und nicht nur medizinisch äußerst komplexe und vieldimensionale Entscheidungen treffen. Eingedenk dieser Umstände ist es fatal, dass Medizinern oft ein Bildungsniveau zugeschrieben wird, das sie in der Regel gar nicht haben. Im Klinikalltag schlägt sich das darin nieder, dass auch weit über das, was in unserer Macht steht hinaus, grundsätzlich immer alles gemacht wird. Was tun, wenn man nichts mehr machen kann? (Eindrücklich wird diese Frage inszeniert im aktuellen Kinofilm „Eine Familie“).

Dass bei Medizinern ein gravierendes Bildungsdefizit besteht, wird symptomatisch daran deutlich, dass vielen die für diese Profession elementare Fähigkeit zum aktiven Zuhören fehlt. Wie soll man Medizin-Studierenden Empathie beibringen? Im „Deutschen Ärzteblatt“ bat eine Patientin, die eine Stunde nackt auf einer Liege auf ihre Chefarztuntersuchung warten musste und dann mit einem 30-Sekunden-Gespräch abgefertigt wurde, um die „Würde eines Schnitzels“.

Dass die Qualität der Kommunikation mit Verwaltung, Kollegen, Pflegepersonal, Patienten und Angehörigen im Gesundheitswesen oft suboptimal und unprofessionell ist, ist auch eine Frage der Bildung. Ein Mediziner hat bis zum seinem Facharzt sechs Jahre studiert und

sechs Jahre Facharztausbildung absolviert. Ist es zu viel verlangt oder Luxus, im Rahmen dieser Ausbildung einmal einen Crash-Kurs zur theologischen Horizonterweiterung und Selbstreflexion besucht zu haben?

Die Ludwig Maximilians Universität München hat in Kooperation mit der Harvard Medical School Kursmodule zur Arzt-Patienten-Kommunikation und zu psychosozialen und spirituellen Grundlagen der Palliativmedizin entwickelt (Siehe den angehängten aktuellen Beitrag von WDR 5). Es handelt sich um Pflichtfächer mit Prüfungen im klinischen Studienabschnitt. Die Lehre im letztgenannten Modul übernehmen Pflegekräfte, Sozialarbeiter, Psychotherapeuten und Seelsorger. Ziel der Seminare sind nicht primär die Wissensvermittlung, sondern die Förderung von Handlungskompetenz und Haltungsprägnanz. Im Gegensatz zur Wissenschaftsgläubigkeit des Universitätsklinikums Heidelberg, das auf seiner Homepage nicht weniger als „Heilung durch Wissenschaft“ verspricht, könnte dies zu einer Haltung führen, die dem Leben angemessener ist und die mit dem Wahlspruch Sigmund Freuds lautet: „Ich versorge seine Wunden, Gott heilt ihn.“

Hans-Peter Steden

„Was glauben Sie wohl…“
Glauben als Herausforderung in der Sozialen Arbeit
Abschiedsvorlesung am 15. Juni 2010

„Nicht, dass du mich belogst,
sondern dass ich dir nicht mehr glauben kann,
erschüttert mich.“ (Nietzsche 2009, Abschnitt 183)

Aus dem Zitat geht hervor, wie wichtig Glauben für das menschliche Zusammenleben ist: Er bildet die Basis des Vertrauens. Auch das kaufmännische Handeln beruht auf dem Prinzip von Treue und Glauben. Ohne Glauben bzw. Vertrauen würde kein marktwirtschaftliches System funktionieren. Auch heute noch haben mündliche Verträge Gültigkeit (früher galt der Handschlag!). Leider wird das Vertrauen oft gebrochen.
Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ist paradox, denn die Wissenschaft beginnt mit dem Unglauben. Glauben und Wissen sind Gegensätze - so ist jedenfalls die gängige Meinung. In Wahrheit handelt es sich um eine unterschiedliche Art der Wertschätzung der Dinge. Wenn ich die Nützlichkeit, die Zweckmäßigkeit und die Verwertbarkeit der Dinge schätze, werde ich der Vernünftigkeit den Vorrang geben, die nach den Gründen und dem Warum fragt. Wenn ich hingegen die Dinge an mich herankommen lassen will, es wertschätze, dass ich berührt oder inspiriert werde, gebe ich dem Glauben den Vorzug. Da bei den meisten Menschen beide Zielvorstellungen vorhanden sind, stellen „Glauben“ und „Wissen“ keine wirklichen Gegensätze dar. Im Gegenteil: Wenn Menschen vorgeben, sie würden sich ausschließlich von der Vernunft leiten lassen, verschließen sie die Augen davor, dass ihre rationalen Gründe gefühlsmäßige Wurzeln haben. Der so genannte „Positivismusstreit“ in den 70er Jahren war daher ein nutzloses und völlig unwissenschaftliches Gezänk. Jede wissenschaftliche These stützt sich auf einen geglaubten Zusammenhang, der wiederum etwas Gefühltes wiedergibt und sich aus einem komplexen leiblich-geistigen Gefüge als Aussage bzw. als „Wille“ in mir bildet. Glauben und Wis-

sen bilden also eine Einheit. Diese Erkenntnis ist nicht neu. Augustinus prägte in seinen „Sermones“ die berühmte Formel: „Crede ut intelligas; intellige ut credas“ (Glaube, um zu erkennen; erkenne, um zu glauben). (Vgl. Augustinus 2000)

Was glaubte wohl der Mensch Hans-Peter Steden, der nun mit seiner Abschiedsrede vor Ihnen steht? Als Kind *glaubte* ich, dass ich etwas erreichen kann, wenn ich fleißig bin. Im Sport strengte ich mich an, um ganz vorne mitzulaufen. Aber schon damals zeigte sich bei mir ein Charakterzug, der sich durch mein Leben zog: Es hätte mir genügt, Vize-Stadtmeister zu werden. Ich wollte nicht die erste Geige spielen - aber die zweite schon! Noch heute ist dieser Charakterzug bei mir vorhanden, etwa beim Tennis-Spielen. Da sage ich mir oft, wenn ich um Punkte zurück liege: „Dich kriege ich“ oder „Ich gebe alles“, um mich zu beweisen. Ich wollte immer mitmischen und nicht unter „ferner liefen“ rangieren. In der Schule entwickelte ich die Taktik, im Mittelfeld zu bleiben. Es ging darum, das Abitur zu schaffen. Dazu musste ich nicht der Primus sein. „Nicht auffallen!“ war meine Devise. Deswegen saß ich auch nicht in der ersten Reihe, sondern hinten. Mein Kinderglaube hat mir geholfen, jeden Schritt mit Bedacht zu gehen. Vorwärts preschen und auf die Nase fallen - nein, das war nicht mein Ding!
Ich bin kein Zweifler. Ich gehe davon aus, dass ich das, was ich mir als Ziel gesetzt habe, erreichen kann - auch, wenn es etwas Neues ist und ich keine Erfahrung darin habe. Mit dieser Haltung bin ich Leiter einer sozialen Einrichtung und später Professor im Bereich Soziale Arbeit geworden. Die Standhaftigkeit, die in dem „**Ich schaffe es**“ steckt, hat mir Kraft gegeben, Neues zu wagen und Bedenken zu überwinden. Der Glaube beginnt beim Denken. Wenn ich mein Denken ganz bewusst trainiere, indem ich mir sage: „**Ich schaffe es**“, trainiere ich auch den Glauben an die eigene Kraft. Was für mich gilt, trifft auch zu auf die Menschen, mit denen wir es in der in der Sozialen Arbeit zu tun haben: die eigene Kraft zu stärken und Ziele zu erreichen. Fehlt diese Kraft, werden diese Menschen abhängig vom Glauben anderer Leute. Sie erliegen süßen Versprechen, wie: „Wenn du das tust, was ich dir sage, helfe ich dir, es zu erreichen“. Das ist in Wirklichkeit die bittere Pille der Abhängigkeit. Wer entschlossen ist, sein Glück aus eigener Kraft zu erreichen, kann dies nur erreichen,

wenn er daran glaubt, dass er alles, was er erreichen kann, nur aus eigener Kraft zuwege bringt. Wer so im Glauben in die eigene Kraft trainiert ist, kann vielleicht keine Berge versetzen, aber er ist nicht mehr dem Glauben anderer Leute ausgeliefert, die ihm ihre Ideen, Versprechungen und Angebote als eigene aufdrängen wollen.
Ich habe irgendwo gelesen, dass Gott der unbewegte Beweger ist. Diese Ansicht halte ich für falsch. Alles ist in Bewegung. Vor dem Urknall gab es offensichtlich Bewegung, die sich in dem „Knall" äußerte, der das Universum bis heute auseinander treibt (die Theorie von Hubble!) und vor der Schöpfung gab es offensichtlich einen bewegten Gott, denn er wollte alles und war am Ende auch sichtlich stolz, denn er sah, dass es gut war (was mich ehrlich gesagt wundert!). Doch wo bleibe ich in diesem Bild? Geschöpfe sind etwas Geschaffenes. Sie sind Objekte. Ich aber empfinde mich als Subjekt, als ein mit Fühlen, Träumen, Glauben und Verstand ausgestattetes Einzelwesen. Dieses Dilemma hat die Menschen immer schon beschäftigt. Meister Eckart, der große Mystiker, bringt es in seiner berühmten Predigt über die Armut auf den Punkt:
„Wo der Mensch (noch) Stätte (in sich) behält, da behält er Unterschiedenheit. Darum bitte ich Gott, dass er mich frei mache von Gott, denn mein wesentliches Sein ist oberhalb von Gott, sofern wir Gott als Ursprung der Kreaturen fassen. In jenem Sein Gottes nämlich, wo Gott über allem Sein und über aller Unterschiedenheit ist, dort war ich selber, da wollte ich mich selber und erkannte mich selber, diesen Menschen zu schaffen. Darum bin ich die Ursache meiner selbst meinem Sein nach das ewig ist, nicht aber meinem Werden nach, das zeitlich ist." (Hervorhebungen durch Eckhart! - Meister Eckart 1979, 308).

Zu sagen: „Ich bin die Ursache meiner selbst" - ist das nicht Ketzerei? Ich *glaube*: nicht. Eckart unterscheidet Gott und „Gott". Das zweite „Gott" ist in Anführungszeichen zu setzen und ist gleichbedeutend mit „Schöpfung".
Eckart will nicht „Schöpfung" sein, sondern Schöpfer. Sich aus dem Bild der Schöpfung zu befreien, heißt, sich als Gestalter seines Selbst zu verstehen. Genau das hat Eckart bereits vor 700 Jahren gemeint, das *glaube* ich jedenfalls.

Diesen Gedanken möchte ich hier aufnehmen. Was bedeutet es heute, angesichts schwerer Verwerfungen der Märkte sowie anhaltender Armut in der Welt und angesichts der Aberkennung des hessischen Literaturpreises für einen toleranten Islamistik-Professor durch den Hessischen Ministerpräsidenten Koch im Jahre 2009, sich als ein Individuum zu verstehen, welches sich als Ursache seiner selbst fühlt - denn mehr als ein Gefühl kann das ja nicht sein. Ich denke, es ist die Anerkennung der Tatsache, dass in uns ein unbewusster Antrieb ist, ein Streben, eine Leidenschaft, Neigung und Begehren, ein „Etwas", welches uns zu überaus reichen Formungen und Gestaltungen befähigt. Und nicht nur in uns. Die gesamte Evolution mit ihrem unendlichen Formen- und Strukturreichtum ist eigentlich nur zu verstehen, wenn wir uns von der Vorstellung befreien, dass die Entwicklung des Lebens aus zufälligen Veränderungen oder einer Anpassung innerer Bedingungen an äußere entstanden ist. Der Einfluss der Umwelt ist von Darwin und den „Darwinisten" meiner Meinung nach bis heute völlig überschätzt worden. Die natürliche Selektion allein kann keine bahnbrechenden Neuerungen hervorbringen. (Ich zitiere:)
„Das Wesentliche am Lebensprozess ist gerade die ungeheure gestaltende, von Innen her formschaffende Gewalt, welche die ´äußeren Umstände´ ausnützt, ausbeutet." (Nietzsche, zit. n. Liu 2004, 60)"
Es ist *nicht die Umwelt*, die neue Arten und neue Lebensformen hervorbringt und es ist *nicht der Zufall* der natürlichen Selektion, der die Evolution vorantreibt, sondern es ist das *Etwas* in jedem Leben, welches - in einer gegebenen Umwelt und durch das Glück des Zufalls begünstigt - *Neues* erforscht. Nach 150 Jahren Darwin wächst die Kritik an allen bisher fraglos akzeptierten „Entwicklungen", bei welchen der Mensch die Krone der Schöpfung bildet: Das große Gehirn, der aufrechte Gang, die Hand, die Sprache: Dazu gibt es heute mehr Fragen als Antworten - und das ist gut so. Das heißt aber auch: Es gibt viele Theorien, die von „Experten" als Wahrheit hingestellt werden und ich bin aufgefordert, in allen Dingen selbst die Wahrheit herauszufinden. Eine große Aufgabe.
Ich kehre zu den individuellen Stationen meines *Glaubens* zurück. Als Student und später als Assistent an der Universität *glaubte* ich an die Empirie. Endlich, so schien mir, wurden psychologische und pädagogische Grundsätze auf die Füße gestellt - ziemlich wackelige Füße allerdings, wie ich erfahren musste. Nach 40 Jahren Empirie reibe ich

mir heute manchmal verwundert die Augen. Geschieht nicht in der Empirie etwas Sinnwidriges, Verwerfliches? Wird nicht die Psychologie ihres Wesens beraubt durch ein Verständnis von Empirie, welches nach den Prinzipien der Selektion ständig auf der Suche nach minimalen Gemeinsamkeiten des Verhaltens ansonsten völlig verschiedener Individuen ist? Was ist mit den Individuen selbst? Dienen sie nicht der Empirie nur als Element einer Masse, an welcher nur ein Atom Gemeinsamkeit mit anderen von Interesse ist? Der „Rest", der einzelne Mensch als Typus oder als Erlebenseinheit, als Schöpfer und Gestalter nicht nur seines Lebens, in seiner Haltung, seinem Habitus und seiner Spontaneität einzigartig, kommt in der auf Quantifizierung isolierter Merkmale angelegten Empirie nicht vor. *Mein* Glaube an die Empirie ist jedenfalls erschüttert.

In der Ausbildung zur Sozialen Arbeit werden theoretische Modelle über das Wissen und das Können der künftigen Sozialarbeiter vermittelt, die im Verlauf des „Bologna-Prozesses" modifiziert worden sind. Mit welcher inneren Einstellung die Studenten in die Praxis gehen, was sie *glauben*, wird nicht gelernt - kann auch nicht gelernt werden, da der Glaube subjektives Erleben ist, eine Offenbarung. Dennoch stellt sich die Frage, auf welcher spirituellen oder anthropologischen Basis mein „Wissen" beruht. Wenn es theologisch begründet ist, bildet die Trias „Glaube, Liebe, Hoffnung" den geistigen Mittelpunkt meines sozialen Auftrags: Der Glaube an Gott gebiert die Liebe zu den Menschen und stattet mich mit der unerschöpflichen Hoffnung aus, dass das Gute sich durchsetzt. Wenn ich einen säkularen Glauben entwickle, steht die Perspektive der Menschheit im Mittelpunkt meines Denkens und Handelns: Wie kann erreicht werden, dass der Einzelne nicht nur unter Leistungs-, Kosten- und Wettbewerbsgesichtspunkten gesehen wird, sondern in seinem Personsein die *Perspektive der Menschheit* weiterentwickeln hilft?

Ich habe eine Gemeinsamkeit mit dem Anliegen Meister Eckarts festgestellt, obwohl Welten zwischen der tiefen mittelalterlichen Religiosität Eckarts und meinem kritischen Verständnis von *Glauben* heute liegen. Dabei stelle ich mir die Frage, wie solche Gemeinsamkeiten trotz vollkommen verschiedener historischer, politischer, wirtschaftlicher und sozialer Bedingungen - 700 Jahre Unterschied! - zustande kommen. Ist es ein Zufall? Das denke ich nicht. Ich glaube vielmehr mit Friedrich Nietzsche und sicher vielen anderen an die ewige Wie-

derkehr des Gleichen. Die Menschheit hat zu allen Zeiten ähnliche Aufgaben zu bewältigen, was ihr *Menschsein* angeht. Vielleicht sind wir heute in dieser Hinsicht noch nicht viel weiter als die Jäger mit den Schöninger Speeren vor 400.000(!!) Jahren, von denen gleich die Rede sein wird - eine Ewigkeit her.
Zwischen mir und Meister Eckart - verzeihen Sie mir den Vergleich - gibt es diesen Berührungspunkt, weil sich in uns dieser *Glaube* wiederholt - der wohl millionenfach auch bei anderen war und auch in Zukunft sein wird, dass der Mensch Gestalter seines Selbst ist und dass darin zu allen Zeiten die Perspektive des Menschseins lag und liegt. Heute erscheint uns diese Aussage nicht besonders originell, damals hat sie die Herzen der Menschen bewegt. Der beliebte Prediger, Hochschullehrer an der Sorbonne, gelegentlicher Berater des Papst in strittigen Glaubensfragen und Leiter zweier Provinzen des Dominikanerordens, Meister Eckart, ist damals nur knapp der Gefahr entgangen, als Ketzer verurteilt zu werden, so aufrührend waren seine Worte. Auf seinem Weg nach Avignon, wo der Papst zu dieser Zeit residierte und den der 65-Jährige wie zu jener Zeit üblich zu Fuß zurücklegen musste, ist er verschollen.
Wir kommen uns modern vor. Es geht uns ja auch wirklich gut, paradiesisch gut! wenn wir von den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Umständen absehen, die immer schwierig waren, solange es Menschen gibt. Aber die Frage ist erlaubt: Wo stehen wir menschlich? Haben sich die Menschen in Jahrtausenden in *Glaubens*fragen entwickelt und bilden wir die Krone dieser Entwicklung? Das *glaube* ich nicht. Das Gegenteil ist eher der Fall. Religiöse Handlungen gibt es nicht erst bei den so genannten „Kulturvölkern“. Es gibt sie schon bei ganz frühen Menschen, wie der Fund der Schöninger Speere in der Nähe Braunschweigs durch das Niedersächsische Landesmuseum zu beweisen scheint. Die Menschen, die vor 400.000(!!) Jahren bei Schöningen lebten und eine Wildpferdherde erlegten - der Fund ist eine Weltsensation und soll in einem eigenen Museum ausgestellt und interpretiert werden -, haben nach Meinung der Archäologen wohl die Schönheit dieser Geschöpfe bewundert und in einer Art Ritual die Holzspeere, mit welchen sie die Tiere erlegt hatten, neben einige unversehrte Pferdeköpfe gelegt, als wollten sie ausdrücken: Mit diesen Speeren soll nie wieder ein so herrliches Tier getötet werden (Thieme 2008, 188).

Die Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens, nicht nur des menschlichen! welche diese frühen Menschen zeigen, ist für mich ein Bestandteil des Glaubens auch heute. Das Selbstverständnis der christlichen Kirche gründet sich auf die Befreiung von Naturgottheiten. In der ganz auf die menschliche Gemeinschaft und deren Moral bezogenen monotheistischen christlichen Religion spielen Tiere und Pflanzen keine Rolle mehr, im Gegenteil: „Macht euch die Erde untertan“, heißt es im Schöpfungsbericht (Gen. 1- 2.4) - damals vielleicht noch ganz plausibel für Menschen in einer unwirtlichen Welt, aber heute? Leider gehen bei dieser Sichtweise die großartigen Kenntnisse, die zum Beispiel die alten Ägypter über Tiere hatten und die sie im Einzelfall so sehr bewunderten, dass sie ihnen göttliche Fähigkeiten zuschrieben, verloren. Die religiöse Konzentration auf den Menschen hat den Anthropomorphismus, die Betrachtung und oft zugleich die Abwertung der Tiere und der Natur überhaupt durch die Brille des Menschen, vermutlich stark gefördert. Wenn ich meinen Glauben definieren sollte, würde ich Tiere und Pflanzen heute einschließen. Es gibt seit vielen Jahren philosophische Betrachtungen über die Tierethik (vgl. Wolf 2008). Seit ein paar Jahren ist auch von der Würde der Pflanzen, einer Pflanzenethik die Rede (vgl. Kallhoff 2002; Koechlin 2007).

Ohne das Bekenntnis zum Leben, ohne den Glauben an den Wert des Lebens wären wir lustlos und würden ziellos umherirren, so wie Christian Morgenstern in einem Gedicht sagt (aus dem Gedächtnis):

Wer vom Ziel nicht weiß,
kann den Weg nicht haben,
wird im selben Kreis
all´ sein Leben traben.
Kommt am Ende hin,
wo er hergerückt,
hat der Menge Sinn
nur noch mehr zerstückt.

Die christlichen Werte sind seit einiger Zeit einem Wandel unterworfen. Ich wundere mich nicht darüber, dass zum Beispiel der christliche Grundwert der Nächstenliebe angesichts des gesteigerten Egoismus in Wirtschaft und Politik an Bedeutung verliert. Ich glaube aber, dass dieser Wertewandel nicht nur heute stattfindet, sondern immer und grundsätzlich. Moral ist immer mit Autorität und Sanktionen verbun-

den. Sie muss durchgesetzt werden. Es ist den Vertretern von Moral ziemlich gleichgültig, wie ich zu einem moralischen, das heißt sozialverträglichen Verhalten komme: Hauptsache, ich halte mich an die Regeln. Wie es *in mir* aussieht, was ich persönlich für würdelos, egoistisch, konservativ, richtig oder falsch halte, bleibt meine Privatsache. Das ist die gängige Meinung. In der späten Moderne („Postmoderne", wenn Sie so wollen) findet jedoch eine Umwertung statt. Die Persönlichkeit und ihre Selbstorganisation rücken in den Vordergrund der Betrachtung angesichts einer Gesellschaft, die kaum noch Richtung weisende Vorbilder hat, in welcher tradierte Berufe und Berufsbilder unsicher werden und in welcher die Pluralität vom mit Spielzeug überfüllten Kinderzimmer bis zu den unterschiedlichen Lebensformen Normalität ist. Wundern Sie sich, wenn Kinder angesichts der Überfülle an erfüllten Wünschen (zum Beispiel: Spielzeugen!) und dadurch bedingter Entscheidungs-Unsicherheit hyperaktiv werden? Wundern Sie sich noch, wenn ein 10-Jähriger auf die Frage: „Was wünschst du dir" sagt: „Ich habe alles"? Wundern kann man sich höchstens, wie schnell die noch vor einigen Jahren heftig umstrittene Droge Ritalin heute Normalität in der „Behandlung" hyperaktiver Kinder geworden ist.

Der *Glaube* wandelt sich wie alles in der Welt. Brauchen wir heute mehr oder weniger Glauben? **Wir brauchen mehr!** Wir leben geradezu in einer Zeit, in welcher das Bedürfnis nach *Glauben* stark zunimmt. Denn *Glauben* bedeutet: Grenzenloses Vertrauen zu haben, „blind" vertrauen zu können, unerschütterlich in seinem *Glauben* zu stehen, weil dieser Orientierung gibt und mich zur Ruhe kommen lässt. In einer Zeit der Unsicherheit, der Umwertung der Werte, der Entstrukturierung von Brauch, Sitte und Norm, erwächst mir aus dem *Glauben* an Personen, die mir nahe stehen und an Institutionen, in denen ich wirke und mich identisch fühlen kann, die Kraft, die ich benötige, um mich selbst zu organisieren. Ich bin dankbar, dass ich mit meiner Frau Angela eine Beziehung habe, die mir den Glauben an mich stärkt. Ich bin froh, dass ich mit den anwesenden Kollegen und dem Rektor dieser Institution über viele Jahre ein so vertrauensvolles Verhältnis haben konnte. Ich wünsche den Studenten, dass sie ihre Richtung und ihr Studium selber wählen können, um der drohenden Verschulung an den Universitäten zu entgehen.

„Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser"! Ich weiß gar nicht, wer diesen Spruch geprägt hat. Er weist jedenfalls darauf hin, dass ein gewisses Maß an Ungläubigkeit in einer Welt nicht schaden kann, in welcher es das Böse gibt, das sich als Unmenschlichkeit zeigt. Man braucht nicht in die Geschichte zu gehen, um es zu benennen: Kinder, die durch autoritäre Erziehung oder sexuellen Missbrauch um ihr Vertrauen in sich und die Welt betrogen werden, Rechthaberei von Erwachsenen, schamlose Touristen, die über religiöse Gefühle anderer Völker hinweg sehen und Tausenderlei mehr. Glauben ist für mich daher mit einer kritischen Haltung verbunden. Es gibt auch Irrglauben in der Welt und ich bin nicht so gefestigt, dass ich dem nicht auch verfallen könnte.

„*Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen*", das habe ich früher gern und mit Inbrunst gesungen. Ein schönes Lied. Wo ist diese Burg? Ich glaube Martin Luther, der dieses wundervolle Lied gedichtet hat, würde heute antworten: In dir ist die Burg, wo sonst! Das sage ich mir auch, aber mit einer besonderen Betonung: Ich muss an mich glauben. Moral, Ethik, richtiges und verantwortliches Handeln ist in einer rapide sich verändernden Welt nicht zuverlässig aus Geboten und Vorschriften ableitbar: Ich selbst bin der Schöpfer von moralischem Handeln, ich selber muss mir das Umfeld schaffen, welches auf Vertrauen basiert. Diese Aussage: *Glaube* an dich! wäre in früheren Zeiten undenkbar gewesen. Doch genau das erfordert die pluralistische und entstrukturierte Gesellschaft, in welcher wir leben. Sie sehen, wie sehr das, was wir leichthin „*Glauben*" nennen, weltlich wird.

Die Aufforderung „*Glaube an dich*!" steht im Mittelpunkt der Sozialen Arbeit. Sie betrifft nicht nur die Zielgruppe der Sozialen Arbeit, sondern mich ganz persönlich, den Sozialen Arbeiter. Glauben ist *die* Herausforderung an die Soziale Arbeit! Er entwickelt sich aus meinem Selbst. Was ist mein Selbst und was ist unter Selbstorganisation zu verstehen? Ich käme ohne eine längere philosophische Betrachtung dieses Problems, das jeden Menschen beschäftigt, nicht aus. Dafür ist hier kein Raum und ich wüsste auch nicht, ob ich zufrieden stellende Antworten geben könnte. Auf eines will ich jedoch kurz eingehen: Die Sache mit dem Kern. Das ist ja eine häufig geäußerte Ansicht bei besinnlichen, vorwiegend jungen Menschen: „Ich möchte zu meinem Kern kommen", „Ich will mich nicht verbiegen lassen". Es hört sich

an, als ob da drin in uns ein Ding wäre, das man finden könnte und das um Gottes Willen nicht verbogen werden darf. Ist das so? Ich denke nein. Auch hier müssen wir uns wohl von einer Vorstellung verabschieden, die uns wenigstens im „Kern“ eine heile Welt verspricht. Nein! Alles ist in Bewegung und wir wissen nicht warum und wohin. Da ist kein Kern, der alles wie eine Monade steuert, wie Leibniz glaubte. Wenn ich an mich glaube, dann daran, dass in mir eine gestaltende, Form gebende, Struktur schaffende *Kraft* wirksam ist, die mich - weitgehend unbewusst - treibt. Ich kann diese Macht nicht sehen und eigentlich auch nicht benennen. Sie kommt in dem, was ich meinen Willen nenne, zum Ausdruck. Mein Wille ist jedoch lediglich eine Resultante - nicht der Ursprung komplexer Prozesse meines leiblichen Selbst. Einen „freien“ Willen gibt es daher nicht (vgl. Schopenhauer 2006).

Ich komme zum Schluss. Das Resümee ist klar: Der Mensch in der Moderne braucht *viel* Glauben. Sinnfindung ist in einer Zeit des Wertewandels, dem Verblassen von Vorbildern und Mythen, eine *notwendige* Aufgabe für jeden Einzelnen. Glauben stiftet Sinn. Der deutsch-amerikanische Psychologe Viktor Frankl, Überlebender des Holocaust in den Konzentrationslagern Theresienstadt und Auschwitz, ist aufgrund seiner Erfahrungen zu dem Schluss gelangt, dass diejenigen, die in ihrem Leben einen konkreten Sinn sahen - wieder mit einem geliebten Menschen zusammen sein oder ein Lebenswerk vollenden - und diejenigen, die von einem starken Glauben beseelt waren, am ehesten überlebten, wenn es eine Möglichkeit des Überlebens gab (vgl. Frankl 1981).

Jeder, der glaubt, ist Experte auf (s)einem Gebiet - oder maßt sich ein Expertentum an. Er ist bemüht, andere zu überzeugen. Eine enorme Zahl von Vorschlägen über gesundes Leben, Demonstrationen der richtigen Lebensform, einer richtigen Geldanlage, der richtigen Partnerwahl usw. basieren darauf, dass man an sie glaubt.

Doch wie kommt der Glaube zum Menschen? Ich kann mir wünschen, glauben zu können, aber viel bringt das nicht. Der Glaube lässt sich nicht durch Überredungskunst vermitteln. Er lässt sich in keiner Weise zwingen, so wenig, wie sich Gefühle erzwingen lassen und er lässt sich auch nicht lernen. Wie also komme ich zum Glauben? Denken Sie mal einen Moment nach!

<**Pause**>.

Ist die Frage richtig gestellt? Ich erinnere mich an eine Bemerkung Meister Eckarts, als es um die Gerechtigkeit ging. Er fragte sich nicht: Wie kann ich gerecht sein oder: Wie kann ich Gerechtigkeit ausüben und schon gar nicht: Wie kann ich Gerechtigkeit lernen. Er sagte vielmehr in diesem Zusammenhang: „**Und die Gerechtigkeit ergriff mich**". Die Gerechtigkeit kommt aus der Tiefe des Menschseins. Sie kann sich eines Menschen bemächtigen, wie die Liebe oder der Zorn, die Eifersucht - oder der Glaube! Der Glaube fährt in mich hinein wie ein Blitz. Er ist eine Offenbarung. So muss sich Saulus gefühlt haben, der im Namen der jüdischen Priester die Anhänger von Jesus Christus verfolgte, weil sie angeblich gegen das Gesetz verstießen - und plötzlich die ungeheure *leibliche* Erfahrung machte - ein grelles Licht in seinem Kopf -, dass die, die er als Gesetzesbrecher verfolgte, in Wirklichkeit das Gesetz lebten. Jesus und seine Anhänger wären vielleicht eine unbedeutende jüdische Sekte geblieben, wenn nicht dieser nunmehr mit gewaltigem Glauben versehene Paulus ein unermüdlicher, international tätiger Streiter für die neue Richtung geworden wäre.
Damit ist ein wichtiger Punkt in meinen Ausführungen erreicht. Ich rede zwar nun schon eine halbe Stunde über Glaubensbedürfnisse, in Wahrheit lässt sich aber über den Glauben so wenig reden wie über den Duft einer Rose. Versuchen Sie es mal! Es kommt nicht viel dabei heraus. Ich kann sagen: „Die Rose duftet lieblich, betörend, angenehm." Aber den Duft, den ich riechend wahrnehme, kann ich nicht beschreiben. So ist es auch mit dem Glauben. Ich kann sagen, der Glaube trägt, bewegt oder erfüllt mich. Was der Glaube ist, kann die Sprache nicht beschreiben. Der Glaube ist mächtiger als die Sprache. Er ist *vorsprachlicher* Natur. Von Thomas von Aquin, dem großen Kommentator des christlichen Glaubens, wird berichtet, dass er am Ende seines Lebens eine Offenbarung hatte, die ihm „die Feder zerbrach", wie ein japanisches Sprichwort sagt. Seitdem schrieb er kein einziges Wort mehr und verstarb bald. Das innere Erlebnis hatte ihm die Sprache verschlagen.
Ich nehme Abschied vom Wissenschaftsbetrieb. Ich hoffe, in der grenzenlosen Freiheit als emeritierter Professor in Ruhe Zusammenhänge neu ordnen zu können. Ihnen, die Sie lernend, arbeitend und forschend in dieser Institution verbleiben, wünsche ich eine gute Balance von Glauben und Wissenschaft. Ich schließe mit einer Bemer-

kung von John Nash, dem genialen Mathematiker und amerikanischen Nobelpreisträger für Wirtschaft:

Man muss im Leben wie in der Wissenschaft immer seine Grundannahmen überprüfen. (vgl. Nasar 2003)

Ich bin dann mal weg und füge hinzu: „Wer konsequent seinen eigenen Weg geht, der kann von niemanden überholt werden.“

Literatur

Augustinus, Aurelius: Predigten zum Buch Genesis (Sermones 1-5). Frankfurt am Main: Lang, 2000

Frankl, Victor E.: Die Sinnfrage in der Psychotherapie. München: Piper, 1981.

Kallhoff, Angela: Prinzipien der Pflanzenethik. Die Bewertung pflanzlichen Lebens in Biologie und Philosophie. Campus Fachverlag, 2002.

Koechlin, Florianne: Zellgeflüster. Streifzüge durch wissenschaftliches Neuland. Basel: Lenos-Verlag, 2007.

Liu, Tsang-Long: Der Wanderweg der Selbsterkenntnis. Nietzsches Selbstbegriff und seine Leibphilosophie im Kontext der Ethik. Eine Studie aus östlicher Sicht. Dissertation am Institut für Philosophie der Philosophischen Fakultät der Humboldt Universität zu Berlin, 2004 (http://edoc.hu-berlin.de).

Meister Eckart: Deutsche Predigten und Traktate. Herausgegeben und übersetzt von Josef Quint. Zürich: Diogenes 1979 (detebe Klassiker 20642).

Nasar, Sylvia: Genie und Wahnsinn: Das Leben des genialen Mathematikers John Nash. München (u. a.): Piper, 2003 (Ungekürzte Taschenbuchausgabe, 8. Auflage).

Nietzsche, Friedrich: Jenseits von Gut und Böse. In: Nietzsche, KSA 5 (Kritische Studienausgabe. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari.) München: Deutscher Taschenbuch Verlag de Gruyter, 10. Aufl. 2009).

Schopenhauer, Arthur: Preisschrift über die Freiheit des Willens (gekrönt von der Königlich Norwegischen Societät der Wissenschaften, zu Drontheim, am 26. Januar 1839). Zürich: Haffmanns Verlag bei Zweitausendeins, 1. Aufl. der Neuausgabe, 2006, 3. Band, S. 323-458.

Thieme, Hartmut (Hrsg.): Die Schöninger Speere. Mensch und Jagd vor 400000 Jahren. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag GmbH/Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Hannover, 2007. Begleitbuch zur Niedersächsischen Landesausstellung im Niedersächsischen Landesmuseum vom 28.3.-27.7.2008.

Wolf, Ursula: Texte zur Tierethik. Stuttgart: Philipp Reclam jun., 2008 (Reclams Universalbibliothek Nr. 18535).

Rainer Dringenberg

Jahrgang 1945 - ein Mensch in seiner Zeit

Abschiedsvorlesung am 22. Juni 2010

Einleitung[1]

Vor 65 Jahren endete der II. Weltkrieg. Nachdem unser Volk unendlich viel Elend über die Welt gebracht hatte, so auch über uns selbst, lag Deutschland in Schutt und Asche. Man spricht von der „Stunde Null" - 1945. Da endete offenbar nicht „nur ein Krieg". Wir waren im doppelten Sinne „am Boden zerstört". Gleichwohl wurde ich vor 65 Jahren geboren; irgendwie ging das Leben also weiter.

Und nun stehe ich hier, und Sie feiern meinen Abschied. - Als Oldtimer in dieser alt-ehrwürdigen Anstalt (die ihrerseits das Greisenalter von über 80 erreicht hat und seit fast 40 Jahren Hochschule ist) habe ich selber - in 37 Jahren - manche Verabschiedungsvariante kennengelernt: Die einen ließen andere reden, andere redeten selbst, die einen sprachen über ihr Fachgebiet, andere über ihr Hobby, eine breite Erfahrungspalette von „klassisch-trocken" bis zu musikalischem Genuss. - Sie werden mir nachsehen, dass ich nicht musiziere, noch singe. Und die Idee unserer Prorektorin, ich könne heute ja tanzen, habe ich auch nicht aufgegriffen. Also rede ich. Doch worüber sollte ich reden?
Bekanntlich bin ich Sozialwissenschaftler und Gerontologe. Ich befasse mich seit vielen Jahren mit dem Individuum in der Gesellschaft, auch mit dem alternden Individuum in seiner ***Zeit***. In der Sozialgerontologie üben wir uns seit langem darin, die Lebenslage älterer Menschen auf dem Hintergrund ihrer Geschichte und Geburtskohorte zu betrachten. Und mich gibt es seit ***1945***.

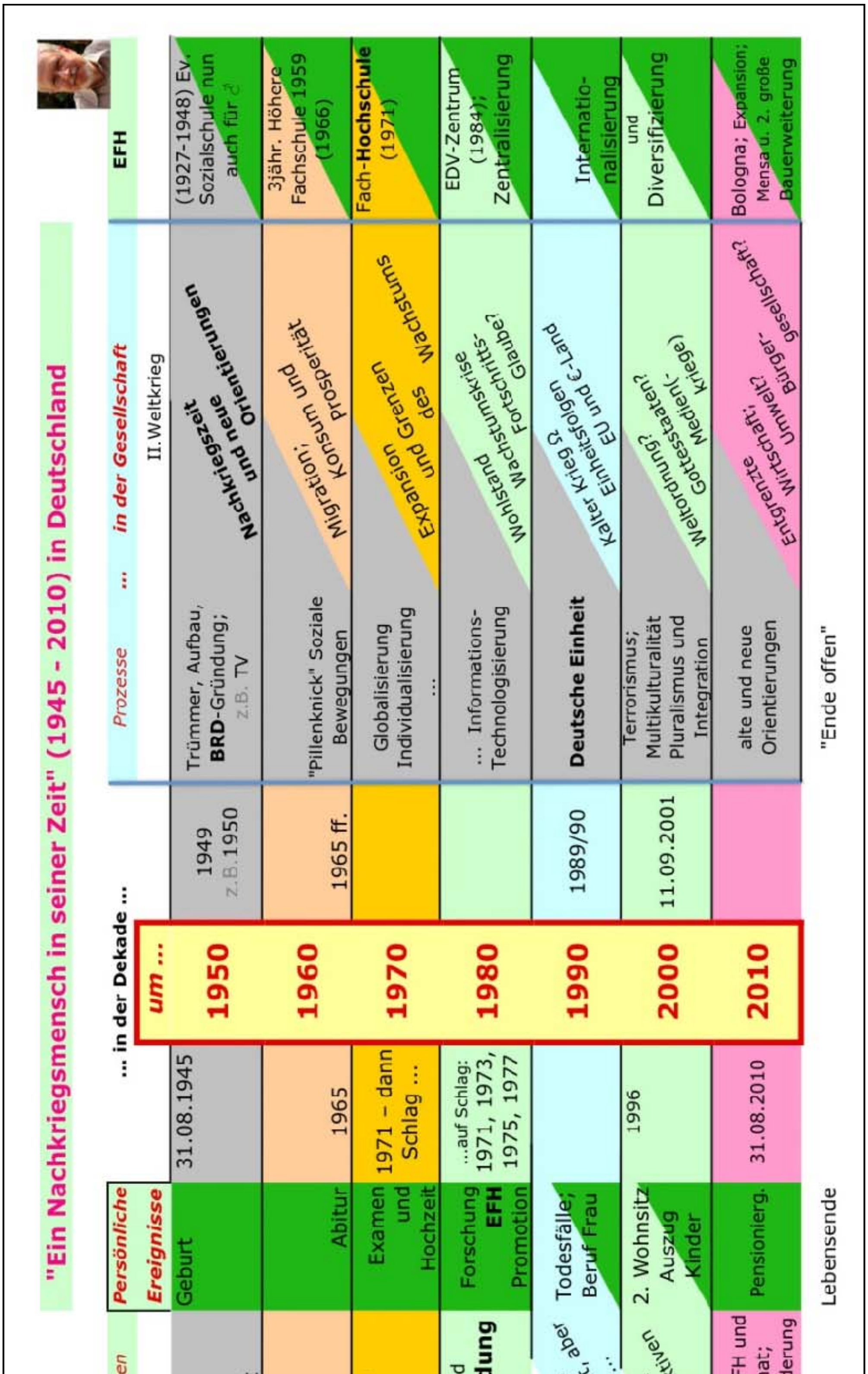
[1] Haupt-Adressaten meiner Abschiedsvorlesung vom 22. Juni 2010 sind meine Studierenden! Und ohne Illustrationen und Medieneinsatz kommt ein Lehrvortrag im 21.Jahrhundert kaum noch aus - so z.B. mit „PowerPoint"! *(Die zum Vortrag bearbeitete PowerPoint-Präsentation, die sich besonders zur Illustration an nachgeborene Jahrgänge richtete, wird hier nicht wiedergegeben. Der Redetext wurde weitgehend beibehalten, sofern er sich nicht auf bestimmte Folien bezog.)*

Worauf will ich mit meiner Einführung hinaus? Nehmen wir folgendes Beispiel: Nachdem die soziologische Diskussion eigentlich erst in jüngerer Zeit (DGS 2004)[2] manche gerontologischen Perspektiven aufgegriffen hat, wird z.B. angeregt, die Verteilung von Lebenschancen in unserer Gesellschaft über den Einfluss „verschiedener *Zeithorizonte*" zu betrachten. Solche Zeithorizonte sind: neben der *historischen Zeit* und der *individuellen Zeit* auch die *Eigenzeiten* von Generationen und Kohorten (in Bezug zu je einschneidenden - überregionalen oder gar weltgeschichtlichen - Ereignissen). Überaus spannende, wichtige Fragen, wie ich finde, doch:

Wie kann man solche abstrakten Gedanken einem studentischen Hörerkreis vermitteln, zumal, wenn etwa die Lebenszeit eines hochbetagten Klienten noch „unter dem Kaiser" begann? Wenn Ältere die Inflationszeit erlebt haben oder die Weltwirtschaftskrise (wann war das wohl...?) - und schließlich den Krieg bis 1945. Unsere Studierenden pauken Sätze mit markanten Begriffen wie „lebenslange Sozialisation" oder „kohortenspezifische Sozialisationseinflüsse" - und können das substantiell doch gar nicht verarbeiten, ohne jene ***Zeit*** zu reflektieren, die für sie schon Geschichte ist.

Vielleicht kann ein „Zeitzeuge" den Zugang erleichtern; hier haben wir einen:

[2] In Kassel tagten im Mai 2004 zwei Sektionen der DGS (Deutsche Gesellschaft für Soziologie) zum Thema „Alte und neue soziale Ungleichheiten in Lebenslauf und Alter". Als zusammenfassender Bericht darüber bietet sich an: http://www.sektion-altern.de/Archiv/tag_05_04.pdf; Abstracts zu interessanten Einzelbeiträgen sind verfügbar über: http://www.soziologie.uni-rostock.de/sozialstruktur/tagungen/sektion/tag_sekt.html.


"Ein Nachkriegsmensch in seiner Zeit" (1945 - 2010) in Deutschland
Lebensphasen
Persönliche Ereignisse
... in der Dekade ...
um ...
Prozesse ... in der Gesellschaft
EFH
II.Weltkrieg
Schulzeit
Geburt
31.08.1945
1950
1949 z.B.1950
Trümmer, Aufbau, BRD-Gründung; z.B. TV
Nachkriegszeit und neue Orientierungen
(1927-1948) Ev. Sozialschule nun auch für ♂
Abitur
1965
1960
1965 ff.
"Pillenknick" Soziale Bewegungen
Migration; Konsum und Prosperität
3jähr. Höhere Fachschule 1959 (1966)
Studium
Examen und Hochzeit
1971 – dann Schlag ...
1970
Globalisierung Individualisierung ...
Expansion und Grenzen des Wachstums
Fach-Hochschule (1971)
Beruf und Familienbildung
Forschung EFH Promotion
...auf Schlag: 1971, 1973, 1975, 1977
1980
... Informations- Technologisierung
Wohlstand Wachstumskrise Fortschritts- Glaube?
EDV-Zentrum (1984); Zentralisierung
Wandel: Verlust, aber ...
Todesfälle; Beruf Frau
1990
1989/90
Deutsche Einheit
Kalter Krieg Ω Einheitsfolgen EU und €-Land
Internatio- nalisierung
... auch neue Perspektiven
2. Wohnsitz Auszug Kinder
1996
2000
11.09.2001
Terrorismus; Multikulturalität Pluralismus und Integration
Weltordnung? Gottesstaaten? Medien(- kriege)
und Diversifizierung
35 (37) Jahre EFH und 31 Jahre Senat; Erwerbsausgliederung
Pensionierg.
31.08.2010
2010
alte und neue Orientierungen
Entgrenzte Wirtschaft; Umwelt? Bürger- gesellschaft?
Bologna; Expansion; Mensa u. 2. große Bauerweiterung
Lebensende
"Ende offen"

Dieses Schaubild ist auf den ersten Blick verwirrend; es ist so komplex wie das Erleben eines Individuums in seiner langen Zeit, und dennoch ist es hier heftig reduziert. Dazu eine kurze Orientierungshilfe:

Links der gelben Zeitachse entwickelt sich der *Privatmann*, rechts erkennt man die *Gesellschaft* und ganz rechts das Berufsfeld als Institution, den „Tatort *EFH*". Das Schaubild kann man also von links nach rechts lesen: Links tritt Rainer Dringenberg als Individuum auf, das in die Gesellschaft hineinwächst (in eine Gesellschaft, die sich selbst gerade erst neu formiert): Schule, Studium, Beruf und Partnerfindung - die großen Stationen. Dann erweitert sich nach rechts der Blick in die Gesellschaft - vom Grundgesetz über den so genannten „Pillenknick" usw. zur Deutschen Einheit (welche nach gut 20 Jahren ein Alter hat, das inzwischen fast mit dem Durchschnittsalter unserer Studierenden konkurriert[1]). Und anschließend habe ich „nine-eleven" angeführt, den 11.September 2001.

Ich versuche nun im folgenden, *als Individuum in meine Gesellschaft* zu schauen - und zwar dekadenweise - und Sie dabei mitzunehmen. Nach dieser Einführung will ich das in drei Abschnitten unternehmen und mit drei komprimierten Bemerkungen schließen, die auf meinen fachlichen Standpunkt zurückführen. Zur Gliederung also:

I. Aufwachsen - und Aufbau in Deutschland - oder: Auf dem Weg in die Späte Moderne
II. In der Späten Moderne ankommen
III. Mit Paradoxien leben

[1] - gemeint sind nur jene, die herkömmlich von der Schule zu uns eilen ...

Vordergründig wird meine Person im Mittelpunkt stehen, da ich mich für diesen persönlichen Blickwinkel entschieden habe. Doch ich hoffe vermitteln zu können, dass es mir vielmehr darauf ankommt, aus dieser Perspektive heraus meine (- unsere?) soziale Umwelt zu betrachten. Mein Erkenntnis leitendes Interesse besteht darin, die eine oder andere Verbindung zwischen dem heranwachsenden Nachkriegsmenschen von 1945 und der sich herausbildenden neuen (deutschen) Gesellschaft aufzuzeigen.

I. Aufwachsen und Aufbau in Deutschland - oder: Auf dem Weg in die Späte Moderne

Die 1. Dekade sah den kleinen Rainer in seiner behütenden Primärgruppe Familie und in der vertrauten Nachbarschaft, in einer eher geschlossenen und überschaubaren Welt, aus der er nur kraft seiner Phantasie ausbrach, etwa als Cowboy oder Winnetou. Aber in dem Maße, in dem sein Bewegungsradius sich ausdehnte, blieben Konfrontationen mit Kriegsfolgen nicht aus. Verbots- und Warnschilder luden zu Mutproben ein. Vor der britischen Kaserne im Ort bekamen wir Schokolade geschenkt: von den Tommies[2]. Für Kinder gehörte beides zur heilen Welt - sofern der Vater aus dem Krieg zurück war. Von materieller Not bekam ich nicht viel mit, außer, dass man in Sachen Kleidung anspruchslos war, und eine kurze (!) Lederhose hielt länger als ein Trägerleben. Das Schwarz-weiß-Fernsehen in den 1950er Jahren (die Nachbarn hatten ein Gerät) *vereinte* die Familie noch vor der so genannten „Flimmerkiste“. Ich durfte einmal pro Woche (!) fernsehen: „Tick-tack-Quiz“, hieß das, glaube ich, - und das war’s!

Die Gründung unserer Republik fand vor meiner Wahrnehmung statt und der Koreakrieg (1950-1953) außerhalb meiner Wahrnehmung. Vom „Kalten Krieg“ (der bis in die 1980er Jahre andauerte) bekam ich anfangs nur mit, dass die Russen unsere Feinde sind. Punktum! - Kriegsbilder waren allgegenwärtig; zusammen mit Vaters Bericht

[2] So wurden britische Soldaten gerufen, bis nach dem Krieg und wohl schon seit dem frühen 19.Jahrhundert (vgl. den deutschen „Mustermann“).

(meiner wurde vor Stalingrad lazarettreif geschossen) waren sie nachhaltig genug für unsere Generation, um so etwas nie wieder zu wollen: Die frühkindliche Sozialisation wirkt bekanntlich lange nach. (Viele von uns brachten das z.B. um 1968 auch auf die Straße.)

Was mich als Kind irritierte, waren Szenen im Kino (in der „Fox' tönenden Wochenschau") und später im Fernsehen: traurige Nachrichten von Soldaten und Bilder von zerstörten Städten. - Der Frauenüberhang im Alltag dokumentierte sich z.B. durch „mutige Muttis" in Kleid und Schürze, von denen ich lernte, sie heißen „Trümmerfrauen". Das war irritierend, weil es nicht zum herkömmlichen Bild der Hausfrau und Mutter am Herd passte. - Die 1950er Jahre bewerten wir heute als konservativ, die Geschlechter-Rollen (wie die eines Kindes) blieben traditionell übernommen. Dass jedoch Versorgungslage und Stimmung sich besserten und der Wiederaufbau bald begann[3], das kam meiner Alterskohorte nur natürlich vor: Letzten Endes wuchsen wir selber doch auch - zusammen eben mit unserer materiellen und sozialen Umwelt.
Nun, Deutschland arbeitete sich wieder über Wasser. Das lief in Ost und West recht unterschiedlich ab. Gefördert von den Westmächten, nahm die so genannte „alte BRD" einen unerwarteten Aufschwung, genannt *Wirtschaftswunder*. Erreicht wurde das vor allem dank der bemerkenswerten Energie unserer Altvordern (im Ausland hört man noch heute von „deutschen Tugenden" wie Fleiß und Zuverlässigkeit, - na ja); aber auch nicht zu vergessen: mit Tausenden von „Gastarbeitern" (so hießen ausländische Arbeitnehmer einmal). - Aus Versorgung (oder so genannten Hamsterfahrten) wurde zunehmend Konsum. Das leitete eine Prosperitätsphase ein.

Auch Schüler aus einfachen Verhältnissen konnten - materiell - weiterkommen: über weiterführende Schulen, wenngleich anfangs noch „Schulgeld" zu zahlen war, denn: Die Elterngeneration hatte es geübt zu verzichten, und legte sich krumm, damit es den Kindern einmal besser ginge.

[3] Verweis: 1950 das I.WoBauG

Volljährig wurde ich 1966 - mit 21 (!) Jahren, und genoss meine erste Auslandsreise: Urlaub in Italien! Hunderttausende Teutonen zog es über die Alpen, diesmal in friedlicher Absicht. Den Führerschein machte ich (wie heute üblich) schon mit 18 Jahren. Dazwischen lagen für mich Abitur und Studienbeginn. - Ich zähle diese persönlichen Fragmente so auf, weil sie als Indikatoren eines wachsenden Wohlstands und einer einsetzenden vertikalen sozialen Mobilität in Deutschland gesehen werden können.

"Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral" heißt es bei Brecht in der Dreigroschenoper. Und also: In den 1960er Jahre bereits ging es immer mehr Deutschen erstaunlich gut - und den Amerikanern erst recht. Von dort inspiriert, konnten wir uns nun manches erlauben: Wir besannen uns auf Freiheitswerte und misstrauten der Zukunftsverantwortlichkeit von Herrschenden. Wir vom Jahrgang 1945 und folgende übernahmen fremde Werte von Unabhängigkeit und Freiheit, wie sie uns überwiegend daheim nicht beigebracht worden waren. Wir taumelten eher unbefangen in die neue Freiheit hinein, „Halbstarke“ genannt, eher in Kontrast zu den 1930er Kohorten, wie sie wohl Helmut Schelsky vorschwebten, der in seiner „skeptischen Generation“ (1957) von den ideologisch Desillusionierten, Angepassten, aufs Überleben Ausgerichteten schreibt. - Diese neue Luft schnuppern, diese neue Welt leben, das manifestierte sich auch in Umweltbewegungen, Friedensbewegungen, Bürgerrechtsbewegungen - nicht nur von der politisch Linken - und mit konkreten Anlässen verknüpft, wie der Ermordung Martin Luther Kings 1968.
Das sind Landmarken einer politisch-geistigen Wende in der westlichen Welt.

Hier in Deutschland geschah das weitgehend als *Studentenbewegung*; ein Schulterschluss mit der Arbeiterklasse misslang (anders als etwa in Frankreich): Revolte gegen verkrustetes Establishment blieb eher ein elitäres Anliegen. - Diese Bewegung pluralisierte sich bald (APO[4]), und sie radikalisierte sich zum Teil. Jedenfalls geriet in jenen

[4] APO (Außerparlamentarische Opposition) meint(e) einen politischen Widerstand, der außerhalb des Parlaments stattfindet, weil es dort an einer - als geeignet angesehenen - Vertretung fehlt.

Jahren (vor und um 1970) viel in Bewegung (als Beispiele wären zu nennen: der „Prager Frühling“ 1968, aber auch anders ausgerichtete Umwälzungen wie die „Große Proletarische Kulturrevolution“ in China [1966 ff.: Mao Zedong]). Im Rahmen unseres Bildungsauftrags dürfen wir getrost ein besonderes Augenmerk auf die *Sozialen Bewegungen* richten, die ich gerade schon ansprach. Noch unerwähnt, doch mir besonders wichtig ist die *Frauenbewegung*; vielleicht im gesellschaftlichen Alltag heute die nachhaltigste Veränderung deutscher Sozialstruktur. Sie war überfällig.

Für diese Einsicht brauchte ich offen gesagt etwas länger. Im Alter von 20 Jahren interessierte mich an den Frauen eher etwas anderes als ihre gesellschaftliche Rolle. Doch bezeichnenderweise sind es zumeist Frauen, die uns Männern den nötigen Nachhilfeunterricht erteilen. Das fängt im zarten Kindesalter an (und damit meine ich nicht nur den intentionalen Einfluss, sondern - s.o. - meine Eindrücke im frühen Nachkriegsdeutschland), und das weiß die geschickte Ehefrau oder Partnerin auch im alltäglichen Geschlechterkampf „an den Mann zu bringen“. Gleichwohl bleiben Männer eingeladen, selbst den sozialen Wandel mit zu tragen.
Damit bin ich konkreter in meinem Fach angekommen:
Die Soziologie entwickelt sich *mit* und *in* der Gesellschaft, oder sagen wir kritisch: „*nach* der Gesellschaft“. In früher Nachkriegszeit verzeichnen wir zunächst einen Traditionsbruch, weg von der geisteswissenschaftlich und historisch orientierten Soziologie eines Max Webers und anderer, hin zur Empirischen Soziologie. Dafür stehen Namen wie René König, Helmut Schelsky oder Ralf Dahrendorf. Man kann diese Wende aus ihrer Zeit heraus verstehen. Einerseits misstraute man - nach den schlechten Erfahrungen mit Ideologien bis 1945 - allem, was sich nicht an der Wirklichkeit, quasi messbar, verifizieren ließ; naturwissenschaftliche Methoden standen Pate. Andererseits waren die USA und ihre Entwicklungen noch nicht so negativ konnotiert, wie wir es heute oft erleben. Von dort wurde nach 1945 die Soziologie maßgeblich beeinflusst, und von hier aus - aus unseren materiellen und immateriellen Trümmern heraus - sah man auf Nordamerika als Prototyp von Fortschritt und moderner Gesellschaft.

In den ***1960er Jahren*** hat sich die Empirische Sozialforschung als primäres Forschungshandeln durchgesetzt. Aber auch die *Kritische Theorie* (von Horkheimer, Adorno, Marcuse - „Frankfurter Schule") gewann vorübergehend, in den 1960ern, große Bedeutung - auf dem Hintergrund der Protestbewegungen eben dieser Zeit. Im Kontrast zu Karl Popper entspann sich der „Positivismusstreit" in der deutschen Soziologie. Während etwa Adorno davor warnt, naturwissenschaftliches Denken einfach auf die Soziologie zu übertragen und meint, dass Empirische Sozialforschung eher das System stabilisiert, als es verändern zu können, betont Popper, man müsse als Wissenschaftler ständig die eigenen Theorien kritisch hinterfragen und bemüht bleiben, sie durch bessere zu ersetzen. Ich möchte in Grenzen beidem zustimmen. Zum Teil, so meine ich, redete man schlichtweg aneinander vorbei.
Schon Ende der 1960er versandete die Studentenbewegung allmählich, der SDS löste sich auf; Adorno starb[5] - und mit ihm im Grunde auch die Kritische Theorie.[6]
Den Zustand der soziologischen Theorie ***nach 1970*** hat Jürgen Habermas treffend als „neue Unübersichtlichkeit" bezeichnet. Aus heutiger Sicht, so sehe ich das, ist es keinem Theorieansatz wirklich gelungen, sich durchzusetzen. Ich möchte sagen: Die (pluralistische) Späte Moderne ist auch in den Sozialwissenschaften angekommen:

[5] Das war 1969; auch Horkheimer, schon emeritiert, starb bald darauf, 1973.
[6] Als jüngerer Vertreter dieser Schule schrieb Habermas viel später (1981) die „Theorie des kommunikativen Handelns" - von manchen als Fortführung der Kritischen Theorie interpretiert.

II. In der Späten Moderne ankommen

Neben den angesprochenen *sozialen Bewegungen* setzten vor gut 40 Jahren auch andere (weit und weitest reichende) Veränderungen ein, zumindest in der gesamten westlichen Welt. Nach eingehenden Studien rund um den Globus postuliert Manuel Castells[7] (aus der zeitlichen Distanz von drei Jahrzehnten heraus) - und passend zur Jahrtausendwende - die „Genese einer neuen Welt“ und sagt (Zitat):
„Ihr Ursprung lag Ende der 1960er, Mitte der 1970er Jahre im historischen Zusammenfall von drei miteinander unabhängigen Prozessen:

- der informationstechnologischen Revolution;
- der *wirtschaftlichen Krise* sowohl des Kapitalismus wie des Etatismus[8] und ihrer darauf folgenden Neustrukturierung; und des
- Aufblühens kultureller *sozialer Bewegungen* ...

Das Ineinanderwirken dieser drei Prozesse und die Reaktionen, die sie ausgelöst haben, riefen eine

- neue dominierende Sozialstruktur ins Leben, die **Netzwerkgesellschaft**; eine
- neue Wirtschaftsform, die **informationelle/globale Ökonomie**, und eine
- neue Kultur, die Kultur der **realen Virtualität**.

Die Logik, die in diese Wirtschaft, diese Gesellschaft und diese Kultur eingebettet ist, liegt dem sozialen Handeln und den Institutionen in der gesamten interdependenten Welt zugrunde.“

Machen wir uns klar, wie weit dieser Entwurf reicht: Da wird zum Beispiel die rasante Entwicklung der all umfassenden miniaturisierten Chip-Technologie als ebenso folgenreich gesehen, wie etwa die Auswirkungen des Buchdrucks vor 500 Jahren. Und *Computer Literacy* (den Computer beherrschen können), wird als neue Kulturtechnik auf eine Ebene gesetzt mit Lesen, Schreiben, Rechnen - um nur diesen ei-

[7] Spanischer Soziologe (Jahrgang 1942): Das Informationszeitalter 1996-98 (dt. Opladen 2001; Hervorhebungen im Zitat von mir)
[8] Planwirtschaft, staatliche Kontrolle bestimmter Wirtschaftszweige *(R.D.)*

nen Punkt herauszugreifen, den jeder im Alltag erleben kann. Oder die großen Entdeckungen (Beispiel Kolumbus) dort - vor 500 Jahren - und die Erforschung des Weltalls hier. Die Reformation spaltete damals die christliche Kirche, die zwar heute noch existiert, aber mit Vielfalt konkurriert und mit Beliebigkeit kämpft. Vor 500 Jahren also die Glaubensspaltung und heute die „bahnbrechende Erkenntnis", dass Frauen vollwertige Mitglieder unserer Gesellschaft sind. (Daran haben wir 200 Jahre arbeiten müssen: Als Beispiel zu frühen Anfängen nenne ich Olympe de Gouges, die so verwegen war, schon vor zwei Jahrhunderten die revolutionären Bürgerrechte auch als Bürgerinnenrechte einzufordern - und geköpft wurde.[9])

Im Ergebnis der skizzierten Prozesse sind wir heute dabei, ***Raum*** und ***Zeit***, die Grundkategorien alles Sozialen, angesichts jener neuen, virtuellen Wirklichkeit neu zu definieren. -
Manche Denker setzen dort (ich meine: um 1500, wo für Historiker der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit markiert ist) - und mit der Renaissance - den Weg zur Moderne an. Doch zumeist verstehen wir in den Sozialwissenschaften erst jene Entwicklung als die Moderne, die 300 Jahre später mit der so genannten „Doppelrevolution" einsetzte, der Bürgerlichen (Französischen) und der Industriellen Revolution. Im Kern ist das die historische Epoche nachhaltig veränderter Beziehungen zwischen ***Zeit*** und ***Raum***[10] - eine Epoche der „Überwindung" von Zeit und Raum. Und diese neue Entwicklung ist ihrerseits - salopp gesprochen - in die Jahre gekommen. Nach 1970 ist sie nicht mehr die gleiche Moderne wie 150 Jahre lang zuvor. Man nennt diese jüngste Epoche nun zum Bespiel die *Zweite* Moderne, oder die *Reflexive* Moderne[11], radikaler auch *Postmoderne*, oder man spricht neutraler von *später* Moderne. Ich bevorzuge die letzte Variante (und überlasse es späteren Generationen, im Rückblick ein womöglich treffenderes Etikett zu finden).
Ulrich Beck und andere suchen die sich seit etwa 1970 so sehr verändernde und teils auflösende Gesellschaft mit dem Konzept der ***Indivi-***

[9] Eigentlich *Marie Gouze*, *1748 in Montauban; *Déclaration des droits de la Femme et de la Citoyenne* 1791; † 1793 auf der Place de la Concorde durch die Guillotine.
[10] Bauman, Flüchtige Moderne:15
[11] Der Modernisierungsprozess wird reflexiv, indem er sich selbst zum Thema und Problem gerät. Beck, 1986:25

dualisierung zu fassen. Dieser oft missverstandene Begriff meint ein Konzept von drei zusammenhängenden Prozessen der Gegenwartsgesellschaft:
(1) die *Auflösung* vertrauter (industriegesellschaftlicher) Lebensformen wie Kleinfamilie, Klassen, Geschlechterrollen. (2) entstehen dem entsprechend (neue) *selbst zu gestaltende* biographische Verläufe, die auf wiederum ungewohnte Weise in institutionelle Muster eingebunden werden (müssen); nicht wahr: mangels Vorgaben dürfen wir - oder besser gesagt: *müssen* wir wählen. Und (3) wird damit der *Strukturwandel* beschrieben, seine gesamtgesellschaftliche (also auch politische) und individuelle Bedeutung(en) und Folgen.

Das ist ein Ansatz, der makro- und mikrosoziologische Sichtweisen verbindet. Es geht (mit welchem Etikett auch immer versehen) um die Beschreibung einer - seit 40 Jahren immer stärker - sich herausbildenden Gesellschaft, in der das Individuum unter einem paradoxen Zwang steht: im Übermaß an *Optionen* der offenen Gesellschaft der *Zwang* zur Selbstgestaltung, Selbstinszenierung (nicht nur der Gestaltung der eigenen Biographie, sondern auch ihrer moralischen, sozialen und politischen Bindungen) - allerdings eben: unter staatlichen Vorgaben und unter faktischen Einschränkungen (Stichworte: Ausbildung, Arbeits- und Sozialrecht, Arbeitsmarkt usw.).

Individualisierung ist also kein individuelles, sondern ein kollektives Schicksal. Oder wie es nach Jean-Paul Sartre so treffend ausgedrückt wurde: Die Menschen sind zur Individualisierung verdammt.[12] Nun ist Beck gewiss nicht der einzige Individualisierungstheoretiker. Wie schillernd der Begriff ist, haben im vergangenen Jahr z.B. Kron und Horáček[13] dargestellt und sehen das Gemeinsame der Denkansätze im ständigen „Prozess des Rein und Raus“: Raus aus traditionalen Strukturen und wieder Rein in neue Strukturzusammenhänge. Am Beispiel der Emanzipation zeigen sie, wie *das Soziale* eine immer flüssigere Aufteilung erfährt. Klassenstrukturen werden durch Milieus abgelöst, geographische und soziale Mobilität nehmen zu. Durkheims „mechanische Solidarität“ an konkreten Formationen (Elias) festzumachen, fällt nicht leicht. -

[12] Vgl. Beck/Beck-Gernsheim, 1993 (Riskante Freiheiten)
[13] Kron/Horáček, Individualisierung, 2009:8ff.

Beschreiben konnte die Soziologie das bisher besser als erklären.

Wie auch immer: Lebensführung heute (das meint also: seit den 1970er Jahren) bedeutet biographische Auflösung von Systemwidersprüchen[14], oder anders gesagt: Risiken und Widersprüche der späten Moderne werden (weiterhin) gesellschaftlich produziert, und damit fertig werden muss der Einzelne selbst.

Auf dem skizzierten Hintergrund komme ich mir - nun wieder als Person Rainer Dringenberg - heute als Fossil vor. Vielleicht ist es auch die Gnade der frühen (aber nicht zu frühen!) Geburt, dass meine Weichenstellungen (schon) in der Dekade um 1970 erfolgten:

In den 1960er Jahren ging ich in meiner Rolle als Pennäler ebenso auf wie privat als „Leseratte“ - und fand zum Glück wenigstens im Tanzen einen körperlichen Ausgleich. (Damals übrigens, selbst im privaten Zirkel, immer korrekt mit Jackett und Krawatte: keine Wahlfreiheit!) Mit Eintritt in die Universität (und damit komme ich zur Dekade um 1970) tat sich eine ganz andere Welt auf, anziehend und beängstigend zugleich. Passend zu der neuen deutschen Gesellschaft geriet ich in eine Arbeitsstruktur, in der ich wählen und Entscheidungen treffen konnte, aber auch musste: Welche Vorlesungen „nehme ich mit“, welche schwänze ich?! - Meine Interessen an Philosophie und Geschichte durfte ich weiter verfolgen, aber mein erstes Studium[15] zwang mich auch zu ungeliebtem Pauken (BWL mit Finanzmathematik, Buchhaltung und so etwas); im zweiten Studium (Sozialwissenschaften mit Pädagogik) kam ich meinen Bedürfnissen näher.

Indem ich mich an der Universität mehr und mehr den Sozialwissenschaften zuwandte, entdeckte ich auch die *Frau an sich* wieder (die mir bis dato, also privat, nur als Freundin oder Tanzpartnerin etwas bedeutet hatte). Nun galt es, „das unbekannte Wesen“ näher zu studieren (ich meine das jetzt weniger im Sinne von Oswald Kolle, der um 1970 seine Art von Aufklärung betrieb, nein): Die *Frau als gesellschaftliches Wesen* (vgl.o.) tauchte wieder auf - und beschäftigt mich

[14] Beck, Risikogesellschaft: 219
[15] Wirtschaftwissenschaften

bis heute in meinem Beruf. Dabei passierte es mir damals allerdings auch, unerwartet, ungewollt, dass ich einer realen Frau begegnete - und seit 40 Jahren nicht von ihr lassen kann. Und so ging es Schlag auf Schlag: Examen, Berufseinstieg, Hochzeit, Kinder - und Mitte des Jahrzehnts (1975) die definitive Entscheidung für die EFH. In der EFH war ich jahrelang jüngster Lehrender (im zarten Alter von 30 Jahren lehrte ich hier hauptamtlich) und wurde gelegentlich mit Kommilitonen verwechselt. -
Insgesamt sehe ich persönlich im Rückblick auf eine ziemlich gradlinige berufliche und private Karriere zurück, die heutzutage fast als Ausnahme gelten kann: in Zeiten wechselnder Berufsfelder und sequentieller Partnerschaften, im Ergebnis von uns *Patchwork-Identitäten* genannt.

Wie geht es in meinem Fach und in der Gesellschaft weiter:
Bereits in den ***1970er Jahren*** wurden die Grenzen des Wachstums sichtbar (Beispiel: Ölkrise 1973/74). Gerade dieses Jahrzehnt steht für die neuen Widersprüchlichkeiten unserer Gesellschaft. Auf der einen Seite globale Probleme und Katastrophen wie der Ölschock oder der Linksterrorismus, auf der anderen Seite das Individuum in wachsender Emanzipation und Autonomie. Das sind Widersprüche einer Übergangsepoche, deren Selbstbild schwankte: zwischen einem verbreiteten Krisengefühl und neuer Aufbruchstimmung. Jedenfalls: Zukunftseuphorie und Fortschrittsglaube erhielten nachhaltige Dämpfer. Und erneut begegneten wir (noch jungen) Menschen Wissenschaft und Politik mit Skepsis. Die Hoffnung auf Steuerbarkeit von Wirtschaft und Gesellschaft durch den Staat schwächelte - schon damals.

Die wachsende Komplexität spätmoderner Gesellschaften - so lehrt es besonders die Systemtheorie - ließ solche Hoffnungen schwinden. In der Soziologie entwickelten sich (wie vorhin mit Habermas charakterisiert) gleich mehrere Theorieansätze und „Theoriewenden“ nebeneinander: so die *kulturwissenschaftliche Wende* mit Berger und Luckmann. Bemerkenswert ist auch die *antipositivistische Wende* in der Wissenschaftstheorie, die zwar kein Ende der Empirischen Sozialforschung bedeutete, aber ihre Funktion, die diese in der frühen Nachkriegszeit wahrnahm, sehr relativierte. Das soll sagen: Man verabschiedete sich zunehmend vom politischen Gestaltungswillen kraft der

Empirie - wie König oder Dahrendorf es mit Verve versucht hatten[16] - und geht vor allem kritischer mit den „Fakten“ der Empirie um.
Ein kurzes Beispiel vielleicht zum besseren Verständnis: Wir haben den empirischen Fakt hoher Scheidungsraten (tendenziell geht es in Richtung auf 40 Prozent zu) und können das als Krise herkömmlicher Institutionen wie Ehe und Familie interpretieren. Man kann aber auch umgekehrt darauf verweisen, dass über 60 Prozent der Ehen halten (übrigens tendenziell länger[17]) und die meisten Getrennten neu heiraten: also Scheidung als Bekenntnis zur Ehe interpretiert!

Zurück zur EFH: In der Ausbildung zur sozialen Arbeit hinkten wir an der EFH in mancher Hinsicht der übrigen Hochschulentwicklung nach, waren wir doch gerade erst - 1971 - Hochschule geworden. So sah ich mich nach 1973 veranlasst, mit dafür zu sorgen, dass man auch im Sozialwesen nachhaltig *Methoden empirischer Sozialforschung* kennen- und mit den Ergebnissen von Forschung kritisch umzugehen lernte.

Ein weiterer Wachstums- und Emanzipationsaspekt unserer Hochschule (neben manchem anderen) ist die „Computerisierung“. Die schon angesprochene Globalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft war und ist nicht möglich ohne eine immense Technologisierung (I & K - Techniken); dazu die beliebte Metapher *global village*, unser Globus als vernetztes, globales Dorf. Das hat in den ***1970/80er Jahren*** manche Ängste geschürt und ein Ablehnungsverhalten gegenüber der Technisierung gefördert - auch in diesem Hause. Aber ich habe mich davon nicht ausbremsen lassen und habe über zehn Jahre hinweg das EDV-Zentrum aufgebaut - bzw. geleitet, weil endlich auch kompetente Fachlichkeit dafür eingestellt werden durfte. Und immer mehr Mitstreiter fanden sich in der EFH, im Zuge einer Versachlichung der Diskussion, die in den ***1990er Jahren*** zur Konsolidierung führte. -
1997 konnte ich in meinem ersten Internet-Buch auf diesen erfreulichen Umstand verweisen, nachdem wir in der EFH schließlich auch

[16] *Sir Ralf* sogar noch bis zu seinem Tode im Juni letzten Jahres (Hinweis auf die NW-Zukunftskommission).
[17] Die durchschnittliche Ehedauer ist 1990-2008 von 11,5 auf 14,1 Jahre gestiegen (destatis.de). - Was man empirisch mit „Scheidungsraten“ alles anstellen kann, stellt z.B. Kron (Zeitgenössische soziologische Theorien, 2010:80ff.) dar.

den Anschluss ans Internet geschafft hatten. Immerhin ist die EFH seit 1971 Hochschule, und so setzte sich die Einsicht durch, dass wir nicht nur Arbeitsmittel - wie die Gesellschaft um uns herum - benutzen dürfen oder sollten, sondern als Hochschule gut daran tun, durch theoretische und praktische Auseinandersetzung mit intendiertem Nutzen und kritischen Implikationen (des oft verteufelten Geräts) Teil eines kollektiven Wissenschafts- und Forschungsprozesses zu sein.

Die EFH erlebte übrigens in den 1980er Jahren auch die - für manche Kolleginnen und Kollegen schmerzhafte, aber letztlich doch erfolgreiche - Zentralisierung von vier Standorten (in NW[18]) in Bochum. Ein großes Bauprojekt fand statt, und diese Konzentration bedeutete kein Schrumpfen, sondern, wie sich bald erweisen sollte, den Anfang eines anhaltenden Expansionsprozesses. Wer damals im Hause Verantwortung trug, spürte, dass Entscheidendes in Bewegung geriet.[19]

Wie in der EFH tat sich in der Gesellschaft wiederum Entscheidendes, in Deutschland und Europa wehte ein neuer Wind, der Kalte Krieg verlief sich. Und das Unglaubliche wurde wahr, nämlich die ***Deutsche Einheit***. Expansion auch in der EU, und schließlich die Währungsunion. Wir sind im 21.Jahrhundert angekommen. Die EFH internationalisiert sich über Auslandskontakte von Amerika bis Russland und beugt sich bald dem gemeinsamen europäischen Umstrukturierungsprozess der Hochschulen unter dem Etikett „Bologna“.

Bei uns zu Hause passend dazu: die Kinder „aus dem Gröbsten raus“, sie ziehen fort; meine Frau studiert im fortgeschrittenen Alter etwas ganz Anderes und vollzieht ihren Berufswechsel; der Familienrat beschließt, in Frankreich ein zweites Standbein zu errichten. Also: Im mittleren Erwachsenenalter erlebt man typischerweise diesen oder jenen Wandel, der sowohl von Verlusten wie von neuen Perspektiven geprägt ist.[20]

---

[18] Bochum, zweimal Düsseldorf und Bielefeld

[19] Ich leitete ein paar Jahre lang den Bochumer Fachbereich.

[20] Bei mir persönlich ist da eher Kontinuität gegeben. Aber „Wandel“ gibt es für einen bodenständigen Deutschen auch ohne dramatische Veränderungen: z.B. tief ins *Midi* (und dessen Natur) einzutauchen oder dort seinen Bourdieu oder Durkheim einmal im Originaltext nachzuspüren, auch das kann spannend sein.

III. Mit Paradoxien leben

Alles hätte nach dem säkularen Ereignis der deutschen Wiedervereinigung doch so schön weitergehen können (auch die Einheitsfolgen waren bei allem Jammern zu verkraften), doch dann platzte *nine-eleven* ins Weltgeschehen. Historiker sehen in diesem Geschehen am 11. September 2001 einen „Geschichtsbruch", da sich doch „die Zitadellen amerikanischer Wirtschaftsmacht und Militärmacht als sterblich" erwiesen.[21]

Worum geht es denn nun? Und was hat die weltpolitische Lage eigentlich mit uns Einzelnen zu tun? Dazu kann man sich in vielerlei Antworten versuchen: Zunächst einmal: Wir Einzelnen wurden durch die Medien an tägliche Terrorakte gewöhnt, die nach nur einer Dekade scheinbarer Ruhe - also nach dem Ende des „Kalten Krieges" (apostrophiert als „Ost-West-Gegensatz") - nun vordergründig als Gegensatz von Orient und Okzident auftreten. Vielleicht kann man aber diese Entwicklung im Kern auch als einen *arabischen Bruderkrieg* verstehen, der sich weltweit seine Schlachtfelder aussucht. Und wie so oft in der Geschichte werden ausgerechnet gläubige Menschen instrumentalisiert, verführt. (In Europa wissen wir aus der eigenen Geschichte ein Lied davon zu singen.)
Erklärungsversuche und Problemlösungsansätze (sofern nicht überhaupt rein militärischer Art) reichen von den religiösen und kulturellen Gegensätzen bis zur materiellen und Bildungsarmut. Sie scheinen aber zum Scheitern verurteilt zu sein, weil sie meines Erachtens unterstellen, dass man Handlungskonsequenzen schlicht vorhersehen und beeinflussen kann. Übersehen wird zumeist, dass in der Weltgesellschaft zunehmend das Risiko nicht intendierter Handlungskonsequenzen auftritt. Bekämpft man das eine Risiko, muss man damit rechnen, dass Nebenfolgen in Form neuer Risiken auftreten. Der Einmarsch im Irak ist ein Paradebeispiel dafür, weil er dem Terrorismus neue Anhänger verschafft hat. Ulrich Beck spricht in dem Kontext vom „Ne-

[21] Michael Stürmer, in: Tage deutscher Geschichte: 297

benfolgen-Prinzip“.[22] Und schließlich wie gesagt die Wirkung der Medien: Wir gerieten in eine Zeit hinein, in der „Terrorkrieg zum Medienkrieg“ geworden ist.[23] (Übrigens sagte schon Thukydides vor über 2.000 Jahren[24]: „Nicht die Taten sind es, welche die Menschen erschüttern, sondern die Worte über die Taten.“)

Das alles (und hier habe ich nur einen Fragenstrang angedeutet) ergibt eine ungeheure Komplexität globaler Konfliktlagen, die für das Individuum kaum noch durchschaubar ist. Einfache Lösungen aus diesem Dilemma heraus kennen nur naive Menschen - oder Heilsbringer (vor denen wir uns hüten müssen). Der denkende Mensch ist gefragt, zumindest, um sich gegen die Lösungs- und Rettungsapostel zu wappnen. Leider aber treffen selbst im 21.Jahrhundert noch archetypische Verhaltensweisen (ich meine „die Steinzeit in uns“) auf eine Technik von morgen, die heute schon kaum noch voll beherrschbar zu sein scheint.

Ich glaube nicht, dass es um schnelle globale Lösungen - auf der Makroebene - geht, aber auf der Mikro- und Mesoebene (Ihr Arbeitsfeld, meine Lieben!) ist viel zu tun, um den Alltag lebbarer zu machen. Ein simples Beispiel dafür ist, zwischen Islamzugehörigkeit und Islamismus zu unterscheiden *und das zu vertreten*. Und den unseligen Versuchen, einen so genannten „Gottesstaat“ zu errichten, wäre etwa ein kollektives historisches Gedächtnis entgegenzusetzen: Besinnung auf die frühen Jahrhunderte in Europa. So möchten vielleicht Verstand und ein (mit gewachsener) christlicher Glaube im Verein solchen Bewegungen einen Gegenpol bieten. Aber das ist einfacher gesagt als getan. Unsere Gegenwart zeichnet sich halt dadurch aus, dass wir lernen mussten und müssen, in und mit Widersprüchlichkeiten zu leben, mit Gegensätzen, mit Ambivalenzen.[25] Die hochkomplexe Spätmoderne lässt auch keine Universalgenies mehr zu; umso gefährlicher werden Fachidioten (vor allem solche mit weiter reichendem Anspruch).

---

[22] Die „Radikalisierung“ (Beck) oder Ausbreitung von Modernisierung z.B. schafft ökologische Nebenfolgen, die (als Klimawandel) neue Risiken für die menschliche Gesellschaft bedeuten. (Interview in Kron 2010)

[23] Ders.: 308

[24] - über den Peloponnesischen Krieg (Landmacht Sparta gegen Seemacht Athen)

[25] Zygmunt Bauman z.B.: 1992: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit

Zygmunt Bauman[26] beschreibt pointiert, wie sich nach zwei Jahrhunderten Kampf um Freiheit und Emanzipation (also: die so genannte Moderne) heute eine Kluft auftut zwischen dem Individuum, das (wie er es ausdrückt) de iure befreit ist, aber de facto in seinen Einflussmöglichkeiten beschränkt bleibt. Ulrich Beck beschreibt die *Risikogesellschaft*, übrigens kurz vor der Tschernobyl-Katastrophe[27], und 15 Jahre später lagen die „Twin-Towers" und ein Flügel des Pentagon am Boden. So stellt sich mir unsere Gesellschaft dar: Dort erleben wir den Wahnsinn von Großsystemen und hier die Hilflosigkeit von Klienten - Klienten, die, in die Freiheit entlassen, mit dieser nicht umzugehen verstehen. Individualisiert (vgl.o.) und oft genug orientierungslos, sind sie mit ihrer „Bastelbiographie" überfordert. Ökonomisch, sozial und mental bleibt es, wie gesagt, dem Individuum überlassen, die im System angelegten Konflikte (zunächst einmal) selbst zu lösen.

Unsere AbsolventInnen bewegen sich also primär auf dieser Mikro- oder Mesoebene, um fördernd und helfend tätig zu werden. Wo die Familie und unser Bildungssystem nicht ausreichen, muss das Sozialsystem auf den Plan treten. Dazu sollen unsere StudentInnen beispielsweise lernen, welchen Bedeutungswandel etwa der Familienbegriff durchgemacht hat. Obwohl empirisch gesichert zu sein scheint, dass in den Köpfen junger Menschen immer noch eine bürgerliche Idealform - als „traditionelle" Familienstruktur - als Modell, als Ziel dominiert, hat sich die Wirklichkeit längst davon entfernt: von kinderlosen Partnerschaften über Alleinerziehende und „Commuterehen" (Pendlerehen) ist eine breite Palette privater Lebensformen zum Normalfall geworden. Auch das zählt zu den Paradoxien.

Thomas Meyer hat schon in den 1990er Jahren reklamiert, dass Ulrich Beck mit seiner Analyse der *Entstrukturierungsprozesse* des familialen und privaten Zusammenlebens keine Antwort darauf gibt, auf welche neuen Strukturmuster sich unsere Gesellschaft zubewegt - und legte seine „Theorie der sozialen Differenzierung"[28] vor:

[26] Ders.: Flüchtige Moderne (2003)
[27] - das offenbar meistverkaufte deutschsprachige Soziologiebuch: schon 1986
[28] Meyer, Thomas: Der Monopolverlust der Familie, Vom Teilsystem Familie zum Teilsystem privater Lebensformen, KZfSS; 45.Jg. 1993; S. 23-40

(Versuchen Sie doch einmal, sich in einem der drei folgenden Typen wiederzufinden:)
Meyer unterscheidet drei „Privatheitstypen“:
(1) den *kindorientierten* Privatheitstyp, die Kleinfamilie, deren erzieherische Handlungsthemata strukturprägend sind;
(2) den *partnerschaftsorientierten* Privatheitstyp, die kinderlose Ehe oder die nichteheliche Lebensgemeinschaft, da steht die Beziehung selbst im Vordergrund; und
(3) den *individualistischen* Privatheitstyp, unabhängig, autonom, sich selbst verwirklichend.

Unsere Studierenden lernen an einem solchen Modell, die Pluralisierung privater Lebensformen analytisch in den Griff zu bekommen. Sie müssen an solchem Beispiel auch generalisierend verstehen lernen, dass „Typen“ grundsätzlich nicht als simple - oder gar trennscharfe - Abbilder von Wirklichkeit miss zu verstehen sind und dass diese Privatheitstypen nicht einmal zwangsläufig in Konkurrenz zueinander stehen, sondern auch sequentiell vorkommen, im jeweiligen Lebenslauf nacheinander. - Diese Typologie diene allen Gästen als Beispiel dafür, wie man sich heute im Studium auf die *Vielfalt spätmoderner Wirklichkeit* vorbereiten kann.

Drei ausgewählte Schlussbemerkungen zur Soziologie

Zur Unterstreichung des mehrfach angesprochenen Zustands der soziologischen Theorie - und um ein wenig mehr von meinem Fachverständnis zu verraten - finde ich zum Abschluss von der Familiensoziologie zurück in die Allgemeine Soziologie. Wir stellten vorhin mit Habermas die „neue Unübersichtlichkeit“ der letzten 40 Jahre fest. Es wurde gesagt, dass keine Großtheorie sich wirklich durchsetzen konnte. Nun möchte ich von dem, was in unserem Fach vielleicht noch als „konsens-verdächtig“ gelten mag (das ist nicht viel, fürchte ich!), zunächst zwei Punkte hervorheben, - zumal sie so schön zu einer Leitlinie meiner Ausführungen zu passen scheinen: nämlich die subjektive Dimension und die räumliche Dimension der neueren Soziologie.[29]

[29] Vgl. dazu Kruse, Geschichte der Soziologie: 308f.

(1) Da ist also zum einen die *Zunahme subjektiver Dimensionen* soziologischer Analyse zu konstatieren, ein Aufstieg interpretativ orientierter Theorien. (Das hat mich übrigens - in zugegeben simpler Übertragung - ermutigt, meinen Blick auf „meine Nachkriegsgesellschaft" als Grundidee dieses Vortrags zu wählen.) Diese subjektive Dimension lässt sich selbst in der Systemtheorie, auch bei dem von mir geschätzten Pierre Bourdieu[30] oder etwa in der RC-Theorie nachspüren.

RC: Nehmen wir die Theorie der rationalen Wahl als Beispiel, *rational choice*, kurz RC-Theorie*:* Was ist das?
Unsere Studierenden werden mit soziologischen *Handlungstheorien* vertraut gemacht und lernen zumeist vorab die beiden Klassiker kennen: den Strukturfunktionalismus (Parsons) und den Symbolischen Interaktionismus (Mead[31]). Nun bescheinigt man dem Strukturfunktionalismus in neueren Lehrbüchern, dass er seit einem halben Jahrhundert zum „Auslaufmodell" wurde. Als moderner gilt zu Recht die Rational-Choice-Theorie. Dabei handelt es sich kurz gesagt um eine Fusion aus Austauschtheorie und ökonomischer Theorie sozialen Handelns. Inhaltlich nimmt man in beiden Ausgangstheorien einen subjektiv rational handelnden Menschen an und versteht menschliches Handeln als Problemlösungshandeln von Subjekten. Dazu gehört auch viel Kreativität des Handelnden.[32]
RC ist eine interessante und plausible (vielleicht zu modellhafte) Grundannahme. Sie passt meines Erachtens insbesondere auf die „Gewinner der Moderne", während das soziale Handeln in vielen unterprivilegierten Kreisen (mit denen Sie es in Ihrer Berufspraxis überwiegend zu tun haben/werden) mir immer noch auch „mit Parsons" gut erklärbar zu sein scheint.
(2) Mit meiner zweiten Schlussbemerkung spreche ich kurz die neue *räumliche Dimension* an. In der älteren Soziologie haben wir Gesellschaft nationalstaatlich umgrenzt. In der aktuellen Soziologie geriet zunächst Europa ins Blickfeld (ich nenne als Beispiele gerne wieder Bourdieu oder Anthony Giddens, in Deutschland aber auch Habermas oder Luhmann). Darüber hinaus denken wir inzwischen wirklich glo-

[30] Vgl. Vester, Neuere Soziologische Theorien (2010): 236 (über Bourdieus Versuch, eine Balance zu finden zwischen objektivistischen und subjektivistischen Einseitigkeiten ...)
[31] Chicagoer Schule
[32] vgl. z.B. Bernhard Miebach, Soziologische Handlungstheorie (3) 2010:425

baler, nämlich in Kategorien einer Weltgesellschaft. Ulrich Beck etwa und sein Sonderforschungsbereich arbeiten seit zehn Jahren auch empirisch an den vorhin schon angeklungenen Konzepten eines *Kosmopolitismus* in der Soziologie. -
Was wir derzeit in dieser Dimension von den Teilsystemen der Wirtschaft oder des Finanzwesens erleben (eine schlichte Feststellung), stellt meine Disziplin abermals vor ganz erhebliche Herausforderungen.[33]
Also: Solche Herausforderungen erleben wir in der Soziologie nicht zum ersten Mal. Wir dürfen gespannt bleiben!

(3) Neben diesen beiden Dimensionen liegt mir - wie meine Studierenden wissen - eine weitere Dimension am Herzen, bei der ich mir der Zustimmung aus meiner Fachschaft nicht so sicher bin: das ist die *historische* Dimension der neueren Soziologie, die ich in renommierten (Groß-)Theorien eher vermisse. Als Beispiel und reiche Quelle nenne ich Norbert Elias (für unsere Studierenden auch schon kein Zeitgenosse mehr[34]) als den von mir besonders geschätzten Vertreter einer historisch-komparativen Soziologie, von der/dem man viel lernen kann. -
Ich beherrsche mich jetzt und gehe darauf nicht näher ein. Genug der Details!

*

Gibt es so etwas wie eine Quintessenz? Vielleicht sogar mehrere; hier nur das eine:
Im Ergebnis werde ich auf dem skizzierten Hintergrund nicht müde, Ihnen, den Studierenden, einen selbstbewussten, kritischen Umgang mit Theorien nahezulegen: Bei allem gebotenen Respekt vor theoretischen Konzepten sollten diese - möglichst schon von den Studienanfängern - als *Optionen* verstanden werden, so meine ich: Optionen, die sich in der ***Zeit*** und im je unterschiedlichen sozialen ***Raum*** zu bewähren haben. Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter[35] mögen ihre erar-

[33] - was ich selber dem Grunde nach seit einem Jahrzehnt anmahne - unter dem Stichwort „Internetgesellschaft“; wirklich neu ist das also nicht!
[34] 1897-1990
[35] - stellvertretend für alle Studienfachrichtungen oder Studiengänge

beiteten Theorien (bildhaft gesprochen) als mentales Handwerkszeug immer bereit halten und situationsgebunden aus ihrem geistigen Regal hervor holen - nicht mehr, aber auch nicht weniger!

Ich schließe mein persönliches Berufskapitel nun ab mit dieser kurzen Betrachtung über Entwicklungen, über Modernisierung und Expansion, auch mit einer relativen Zufriedenheit auf die EFH bezogen; und mittendrin kann ich nicht übersehen: das zunehmend überforderte Individuum unter spätmodernen Sozialisationsbedingungen. Optionen und Zusammenhänge unserer Gesellschaftsentwicklung - in ihren Analogien und in ihren Widersprüchlichkeiten - verstehen zu wollen, reiche ich jetzt als Aufgabe, als Frage der Interpretation und als Herausforderung zum Handeln an die nächste Generation weiter.
Das meint nicht etwa nur die jüngere KollegInnenschaft, sondern auch und insbesondere Sie, die Studierenden, denen vielleicht im Bachelor-Studiengang curricular nur ein abgespeckter Lehrstoff zugemutet wird, denen aber vom Leben und vom Berufsleben ein wachsendes Maß an Reflexivität, an Flexibilität und an Sinnfindungs-Leistung abverlangt wird. Und dies oft genug quasi für Ihre Klienten mit.

Was bleibt also im letzten Satz zu sagen?
Diese unsere Gegenwart und Ihre Zukunft mit zu gestalten (oder wenigstens mit ihr fertig zu werden), kostet sehr viel Kraft. Und die wünsche ich allen in diesem Hause daran Beteiligten von Herzen!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und für Ihre Geduld!

In der Reihe Denken und Handeln, Neue Folge sind bisher erschienen:

Band 1: Bell, Desmond/ Maaser, Wolfgang/Schäfer, Gerhard K. (Hrsg.) (2007): Diakonie im Übergang, ISBN 978-3-926013-66-8*

Band 2: Kuhn, Elmar (2008): Digitale Spaltung unter Jugendlichen

Band 3: Kuhn, Thomas K./Gerhard K. Schäfer (Hg.) (2009): Zwischen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit

Band 4: Roeder, Stefanie (2010): Das evangelische Selbstverständnis an der Evangelischen Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe

Band 5: Zimmermann, Germo (2010): Wenn der K(l)ick zur Sucht wird - Internet-Pornografie als Herausforderung für die Jugendarbeit

* = vergriffen

Evangelische Fachhochschule
Rheinland-Westfalen-Lippe

Immanuel-Kant-Str. 18-20
44803 Bochum

Telefon: 0234 / 36901 - 0
Telefax: 0234 / 36901 - 100

E-Mail: efh@efh-bochum.de
www.efh-bochum.de